Schiller's

Flucht von Stuttgart

und

Aufenthalt in Mannheim

von

1782 bis 1785.

Stuttgart und Augsburg,
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der Verfasser des nachstehenden Werkchens, Andreas Streicher *), lebt nicht mehr. Zu den schönsten Erinnerungen seines reich beschäftigten Lebens gehörten die Tage, die er in Schillers Nähe zugebracht hatte, dessen Andenken er mit liebender Begeisterung, mit schwärmerischer Verehrung bewahrte. Er hatte den edlen Dichterjüngling im Unglücke gesehen, im Kampfe mit feindlichen Verhältnissen, und treu und aufopfernd an ihm festgehalten. Und gerade jenen Zeitraum, so wichtig für die Darstellung von Schillers Charakter, als er es für

*) Geboren am 13 Dec. 1761 zu Stuttgart, sich der Tonkunst widmete, lebte er einige Jahre in Mannheim und München, von wo er 1791 nach Wien ging, sich als Clavier-Lehrer auszeichnete, und später das Pianofortegeschäft seiner Frau, einer gebornen Stein aus Augsburg, bis zu seinem am 25 Mai 1833 erfolgten Tode fortführte.

die Entwicklung deſſelben und ſeiner äußern Lage geweſen, fand der Verfaſſer in allen Biographien des Verewigten faſt nur erwähnt, nur kurz und unvollſtändig behandelt. Er wußte, daß wenige der Ueberlebenden in dem Falle waren, ſo richtig und ausführlich darüber zu berichten als er, und es drängte ihn, die Feder zu ergreifen, um das Seinige zur Charakteriſtik des für Deutſchland und die Menſchheit denkwürdigen Mannes beizutragen. In weit vorgerückten Jahren begann er mit der ſtrengſten Wahrhaftigkeit und ſorgſamer, gewiſſenhafter Liebe die folgenden Mittheilungen auszuarbeiten. Dieſe Sorgfalt bewog ihn, immer noch daran zu beſſern; dieſe Liebe machte, daß er zuletzt auch Materialien über ſpätere Lebensabſchnitte ſeines Jugendfreundes ſammelte, und über dem Sammeln, Sichten, Ordnen — ereilte ihn der Tod.

Er hatte ſich oft und gern mit Entwürfen in Hinſicht auf die Verwendung des Ertrages ſeiner Schrift zu einer paſſenden Stiftung, einem Dichterpreis, irgend einem gemeinnützi-

gen Zwecke beschäftigt. Seine Hinterbliebenen halten es für ihre Pflicht gegen ihn und das Publicum, die Herausgabe des Werkes zu besorgen, an welcher den Erblasser selbst ein unerwartetes Ende hinderte. Ueberzeugt, ganz in seinem Sinne zu handeln, legen sie das Honorar, welches die Verlagshandlung ihnen dafür zugesagt, als Beitrag zu dem Denkmale Schillers, auf den Altar des Vaterlandes nieder.

Sie geben das Werk, wie sie es in Reinschrift in seinem Nachlasse fanden.

Sie befürchten nicht, daß der Titel „Flucht" auch nur einen leisen Schatten auf das Andenken oder den Namen Schillers werfen dürfte, da es allbekannt ist, wie dessen Entfernung von Stuttgart keineswegs Folge irgend eines Fehltrittes war, sondern ganz gleich der Flucht seines „Pegasus," der mit der Kraft der Verzweiflung das Joch bricht, um ungehemmten Fluges himmelan zu steigen.

Wie an dem Titel, so glaubten sie auch an dem Inhalte, ja selbst an dem Style

nichts willkürlich ändern zu dürfen, um das Eigenthümliche nicht zu verwischen, woran man den Zeitgenossen der frühesten Periode, und den Landsmann unsers gefeierten Dichters erkennen mag. Der Verfasser war Musiker, nicht Schriftsteller, und was ihm die Feder in die Hand gegeben, nur seine glühende Verehrung Schillers, und der frohe und gerechte Stolz ihm einst nahe gestanden zu seyn.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, den sie festzuhalten bitten, wird seine Leistung nachsichtige Beurtheiler in den geneigten Lesern finden.

Johann Caspar Schiller, geboren 1723, war der Vater unſeres Dichters, und ein Mann von ſehr vielen Fähigkeiten, die er auf die beſte, würdigſte Weiſe verwendete, und die ſowohl von ſeiner Umgebung, als auch von ſeinem Fürſten auf das vollſtändigſte anerkannt wurden.

In ſeiner Jugend wählte er zum Beruf die Wundarzneikunde, und ging, nachdem er ſich hierin ausgebildet, in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre mit einem bayeriſchen Huſarenregiment nach den Niederlanden, von wo er, nach geſchloſſenem Frieden, in ſein Vaterland Würtemberg zurückkehrte und ſich 1748 zu Marbach, dem Geburtsorte ſeiner Gattin, verheirathete. Dem höher ſtrebenden, und mehr als zu ſeinem Fache damals nöthig war, ausgebildeten Geiſte dieſes Mannes konnte aber der kleine, enge Kreis, in dem er ſich jetzt bewegen mußte, um ſo weniger zuſagen, als er durchaus nichts Erfreuliches für die Zukunft erwarten ließ, und er auch bei früheren Gelegenheiten, wo er gegen den Feind als Anführer in den Vorpoſtengefechten diente, Kräfte in ſich hatte kennen lernen, deren Gebrauch ihm edler, ſo wie für ſich und ſeine Familie nützlicher ſchien, als dasjenige, was er bisher zu ſeinem Geſchäft gemacht hatte. Er verließ daher, bei dem Ausbruch des ſiebenjährigen Krie-

ges, an welchem der Herzog gegen Preußen Theil nahm, die Wundarzneikunde gänzlich, suchte eine militärische Anstellung, und erhielt solche 1757, als Fähnrich und Adjutant bei dem Regiment Prinz Louis um so leichter, da er schon früher den Ruhm eines tapfern Soldaten und umsichtigen Anführers sich erworben hatte.

So lange als das würtembergische Corps im Felde stand, machte er diesen Krieg mit, benützte aber die Zeit der Winterquartiere, um mit Urlaub nach Hause zu kehren, und war im November 1759 bei der Geburt seines Sohnes, der auch der einzige blieb, gegenwärtig. Nach geschlossenem Frieden wurde er in dem schwäbischen Gränzstädtchen Lorch als Werbofficier mit Hauptmannsrang angestellt, bekam aber, so wie die zwei Unterofficiere, die ihm beigegeben waren, während drei ganzer Jahre nicht den mindesten Sold, sondern mußte diese ganze Zeit über sein Vermögen im Dienste seines Fürsten zusetzen. Erst als er dem Herzog eine nachdrückliche Vorstellung einreichte, daß er auf diese Art unmöglich länger als ehrlicher Mann bestehen, oder auf seinem Posten bleiben könne, wurde er abgerufen und in der Garnison von Ludwigsburg angestellt, wo er dann später seinen rückständigen Sold, in Terminen, nach und nach erhielt. Sowohl während der langen Dauer des Krieges, als auch in seinem ruhigen Aufenthalte zu Lorch, war sein lebhafter, beobachtender Geist immer beschäftigt neue Kenntnisse zu erwerben, und diejenigen, welche ihn beson-

ders anzogen, zu erweitern. Den Blick unausgesetzt auf das Nützliche, Zweckmäßige gerichtet, war ihm schon darum Botanik am liebsten, weil ihre richtige Anwendung dem Einzelnen, so wie ganzen Staaten Vortheile verschafft, die nicht hoch genug gewürdigt werden können. Da zu damaliger Zeit die Baumzucht kaum die ersten Grade ihrer jetzigen, hohen Kultur erreicht hatte, so verwendete er auf diese seine besondere Aufmerksamkeit, und legte in Ludwigsburg eine Baumschule an, welche so guten Erfolg hatte, daß der Herzog — gerade damals mit dem Bau eines Lustschlosses beschäftigt — ihm 1770 die Oberaufsicht über alle herzustellenden Gartenanlagen und Baumpflanzungen übertrug.

Hier hatte er nun Gelegenheit nicht nur alles, was er wußte und versuchen wollte, im Großen anzuwenden, sondern auch seine Ordnungsliebe und Menschenfreundlichkeit auf das wirksamste zu beweisen. Um seine Erfahrungen in der Baumzucht, welche nach der Absicht seines Fürsten für ganz Würtemberg als Regel dienen sollten, auch dem Auslande nutzbringend zu machen, sammelte er solche in einem kleinen Werke: Die Baumzucht im Großen, wovon die erste Auflage zu Neustrelitz 1795, und die zweite 1806 zu Gießen erschien.

Auch außer seinem Berufe war die Thätigkeit dieses seltenen Mannes ganz außerordentlich. Sein Geist rastete nie, stand nie still, sondern suchte immer vorwärts zu schreiten. Er schrieb Aufsätze über ganz ver-

schiedene Gegenstände, und beschäftigte sich sehr gern mit der Dichtkunst, — zu welcher er eine natürliche Anlage hatte.

Es ist nicht wenig zu bedauern, daß von seinen vielen Schriften und Gedichten weiter nichts als obiges Werkchen unter die Augen der Welt kam; wäre es auch nur, um einigermaßen beurtheilen zu können, wie viel der Sohn im Talent zum Dichter und Schriftsteller vom Vater als Erbtheil erhalten habe. Der Herzog, der ihm endlich den Rang als Major ertheilte, schätzte ihn sehr hoch; seine Untergebenen, die in großer Anzahl aus den verschiedensten Menschen bestanden, liebten ihn eben so wegen seiner Unparteilichkeit, als sie seine strenge Handhabung der Ordnung fürchteten; Gattin und Kinder bewiesen durch Hochachtung und herzlichste Zuneigung, wie sehr sie ihn verehrten.

Von Person war er nicht groß. Der Körper war untersetzt, aber sehr gut geformt. Besonders schön war seine hohe, gewölbte Stirne, die durch sehr lebhafte Augen belebt, den klugen, gewandten, umsichtigen Mann errathen ließ. Nachdem er seine heißesten Wünsche für das Glück und den Ruhm seines einzigen Sohnes erfüllt gesehen, und den ersten Enkel seines Namens auf den Armen gewiegt hatte, starb er 1796 im Alter von 73 Jahren, an den Folgen eines vernachlässigten Katarrh's, nach achtmonatlichen Leiden in den Armen seiner Gattin und der ältesten Tochter, die von Meiningen herbeigeeilt war, um mit der Mutter die Pflege des Vaters zu theilen, zugleich auch die

ſchwere Zeit des damaligen Krieges und anſteckender Krankheiten ihnen übertragen zu helfen.

Die Mutter des Dichters, Eliſabetha Dorothea Kodweiß, war aus einem alt-adelichen Geſchlecht entſproſſen, das ſich von Kattwitz nannte, und durch unglückliche Zeitumſtände Anſehen und Reichthum verloren hatte. Ihr Vater, der ſchon den Namen Kodweiß angenommen, war Holz-Inſpektor zu Marbach. Eine fürchterliche Ueberſchwemmung beraubte ihn dort ſeines ganzen Vermögens. Aus Noth griff er nun, um ſeine Familie nicht darben zu laſſen, zu gewerblichen Mitteln, bei welchen er jedoch nichts vernachläſſigte, was die Bildung des Herzens und Geiſtes ſeiner Kinder befördern konnte.

Dieſe edle Frau war groß, ſchlank und wohlgebaut; ihre Haare waren ſehr blond, beinahe roth; die Augen etwas kränklich. Ihr Geſicht war von Wohlwollen, Sanftmuth und tiefer Empfindung belebt, die breite Stirne kündigte eine kluge, denkende Frau an. Sie war eine vortreffliche Gattin und Mutter, die ihre Kinder auf das zärtlichſte liebte, ſie mit größter Sorgfalt erzog, beſonders aber auf ihre religiöſe Bildung, ſo früh als es räthlich war, durch Vorleſen und Erklären des neuen Teſtaments einzuwirken ſuchte.

Gute Bücher liebte ſie leidenſchaftlich, zog aber — was jede Mutter thun ſollte — Naturgeſchichte, Lebensbeſchreibungen berühmter Männer, paſſende Gedichte, ſo wie geiſtliche Lieder, allen andern vor. Auf den Spaziergängen leitete ſie die Aufmerkſamkeit der

zarten Gemüther auf die Wunder der Schöpfung, die Größe, Güte und Allmacht ihres Urhebers. Dabei wußte sie ihren Reden so viel Ueberzeugendes, so viel Gehalt und Würde einzuflechten, daß es ihnen, in späten Jahren noch, unvergeßlich blieb. Ihre häusliche Lage war, bei dem geringen Einkommen ihres Gatten, sehr beschränkt, und es erforderte die aufmerksamste Sparsamkeit, sechs Kinder standesgemäß zu erhalten, und sie in allem Nothwendigen unterrichten zu lassen.

Die allgemeine Lebensart und Sitte, welche damals in Würtemberg herrschte, erleichtete jedoch eine gute Erziehung um so mehr, als eine Abweichung von Sparsamkeit, Ordnungsliebe, Rechtschaffenheit, so wie der aufrichtigsten Verehrung Gottes, als ein großer Fehler angesehen und scharf getadelt worden wäre. Die Begriffe von Redlichkeit, Aufopferung, Uneigennützigkeit suchte man damals jedem Kinde in das Herz zu prägen. In der Schule, wie zu Hause, wurde auf die Ausübung dieser Tugenden ein wachsames Auge gehalten. Die Vorbereitungen zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses waren größtentheils Prüfungen des vergangenen Lebens, so wie eindringende Ermahnungen, daß alles Thun und Lassen Gott und den Menschen gefällig einzurichten sey.

Ein nicht unbedeutender Theil der Bewohner Würtembergs, zu welchem sich aus allen Ständen Mitglieder gesellten, konnte sich aber an derjenigen Religionsübung, welche in der Kirche gehalten wurde, nicht begnügen, sondern schloß noch besondere Vereinigungen,

um die innerliche, geistige Ausbildung zu befördern, und den äußern Menschen der Stimme des Gewissens ganz unterthänig zu machen, damit dadurch hier schon die höchste Ruhe des Gemüths und ein Vorgeschmack dessen erlangt würde, was das neue Testament seinen muthigen Bekennern im künftigen Leben verspricht. Aber es war keine müßige, innere Anschauung, welcher diese Frommen sich hingaben, sondern sie suchten auch ihre Reden und Handlungen eben so tadellos zu zeigen, als es ihre Gedanken und Empfindungen waren.

Konnten auch die weltlicher Gesinnten einer so strengen Uebung der Religion und Selbstbeherrschung sich nicht unterwerfen, so hatten sie doch nachahmungswürdige Vorbilder unter Augen, vor welchen sie sich scheuen mußten die rohe Natur vorwalten zu lassen, oder etwas zu thun, was einen zu scharfen Abstand gegen das Seyn und Handeln der Frömmern gemacht hätte. Für das Allgemeine hatten diese abgeschlossenen, stillen Gesellschaften die gute Folge, daß der würtembergische Volkscharakter als ein Muster von Treue, Redlichkeit, Fleiß und deutscher Offenheit gepriesen wurde, und Ausnahmen davon unter die Seltenheiten gezählt werden durften.

In diesem Lande, unter solchen Menschen, lebten die Eltern unseres Dichters, und nach solchen frommen Grundsätzen erzogen sie auch ihre Kinder. Die Eindrücke dieser tief wirkenden Leitung konnten nie erlöschen; sie begleiteten die Kinder durch das ganze Leben,

ermuthigten in den schwersten Prüfungen die Töchter, und sprechen sich mit der höchsten Wärme in den meisten Werken des Sohnes aus.

Auch diese gute, geliebte Mutter erlebte noch den ersehnten Augenblick, ihren einzigen Sohn und Liebling als glücklichen Gatten und Vater, mit errungenem Ruhm gekrönt, im Vaterlande selbst umarmen zu können.

Ein sanfter Tod entriß sie den Ihrigen im Jahr 1801. Ihre Ehe, die ersten neun Jahre unfruchtbar, ward endlich durch sechs Kinder beglückt, von denen gegenwärtig nur noch, Dorothea Louise Schiller, geboren 1767, an den Stadtpfarrer Frankh zu Mekmühl im Würtembergischen verheirathet, und Elisabetha Christophina Friederika Schiller, geboren 1757, Wittwe des verstorbenen Bibliothekars und Hofraths Reinwald zu Meiningen, am Leben sind. Die jüngste Schwester, Nannette, geboren 1778, verschied, in Folge eines ansteckenden Nervenfiebers, das durch ein, auf der Solitüde anwesendes Feldlazareth verbreitet wurde, in ihrer schönsten Blüthe, schon im achtzehnten Jahre. Zwei andere Kinder starben bald nach der Geburt.

Dem Bruder an Gestalt, Geist und Gemüth am ähnlichsten ist die edle Reinwald, zu welchen Eigenschaften sich noch eine Handschrift gesellt, welche der des Dichters so ähnlich ist, daß man sie davon kaum unterscheiden kann.

Den frommen Gefühlen der Jugend getreu, konnte

sie, auch als kinderlose Wittwe, am 16ten September 1826 dem Verfasser schreiben: „Aber ich stehe doch nicht allein, überall umgibt mein Alter der Freundschaft und Liebe sanftes Band, und Gott schenkt mir in meinem neun und sechzigsten Lebensjahr noch den völligen Gebrauch meiner Sinne und eine Heiterkeit der Seele, die gewöhnlich nur die Jugend beglückt. So sehe ich mit Zufriedenheit meinem Ziel entgegen, das mich in einer bessern Welt mit den Geliebten, die vorangingen, wieder vereinigt."

Unser Dichter, Johann Christoph Friedrich Schiller, wurde am 10ten November 1759 zu Marbach, einem würtembergischen Städtchen am Neckar, geboren. Obwohl Marbach damals nicht der Wohnort seiner Eltern war, so hatte sich dennoch seine Mutter dahin begeben, um in ihrem Geburtsort, in der Mitte von Verwandten und Freunden das Wochenbett zu halten.

Ueber die ersten Kinderjahre Schillers läßt sich mit Zuverlässigkeit nichts weiter angeben, als daß seine Erziehung mit größter Liebe und Aufmerksamkeit besorgt wurde, indem er sehr zart und schwächlich schien.

Erst von dem Jahr 1765 an werden die Nachrichten bestimmter, und verbürgen, daß der Knabe seinen ersten Unterricht im Lesen, Schreiben, Lateinischen und Griechischen von dem Pastor Moser, mit dessen Söhnen zugleich, in Lorch, einem schwäbischen Gränzstädtchen, erhielt, wohin sein Vater, wie oben erwähnt, als Werbofficier versetzt ward.

Damals schon, im Alter von sechs bis sieben Jahren, hatte er ein sehr tiefes religiöses Gefühl, so wie eine sich täglich aussprechende Neigung zum geistlichen Stande. So wie ihn eine ernste Vorstellung, ein frommer Gedanke ergriff, versammelte er seine Geschwister und Gespielen um sich her, legte eine schwarze Schürze als Kirchenrock um, stieg auf einen Stuhl, und hielt eine Predigt, deren Inhalt eine Begebenheit, die sich zugetragen, ein geistliches Lied oder ein Spruch war, worüber er eine Auslegung machte. Alle mußten mit größter Ruhe und Stille zuhören; denn wie er den geringsten Mangel an Aufmerksamkeit oder Andacht bei der kleinen Gemeinde wahrnahm, wurde er sehr heftig und verwandelte sein anfängliches Thema in eine Strafpredigt.

So voll Begeisterung, Kraft und Muth diese Reden auch waren, so zeigte in den häuslichen Verhältnissen sein Charakter dennoch nichts von jener Heftigkeit, Eigensinn oder Begehrlichkeit, welche die meisten talentvollen Knaben so lästig machen, sondern war lauter Freundschaft, Sanftmuth und Güte.

Gegen seine Mutter bewies er die reinste Anhänglichkeit, so wie gegen die Schwestern die wohlwollendste Verträglichkeit und Liebe, welche von allen auf das herzlichste, besonders thätig aber von der ältesten (der noch lebenden Fr. Hofr. Reinwald) erwiedert wurde, die öfters, obwohl sie unschuldig war, die harten Strafen des Vaters mit dem Bruder theilte.

Obwohl ihn der Vater sehr liebte, so war er doch

wegen eines Fehlers, durch den die sparsamen Eltern oft nicht wenig in Verlegenheit gesetzt wurden, hart und strenge gegen ihn. Der Sohn hatte nämlich denselben unwiderstehlichen Hang hülfreich zu seyn, welchen er später in Wilhelm Tell mit den wenigen Worten: „Ich hab' gethan, was ich nicht lassen konnte" so treffend schildert.

Nicht nur verschenkte er an seine Cameraden dasjenige, über was er frei verfügen konnte, sondern er gab auch den ärmeren, Bücher, Kleidungsstücke ja sogar von seinem Bette.

Hierin war die älteste Schwester, die gleichen Hang hatte, seine Vertraute, und über diese, da sie, um den jüngern Bruder zu schützen, sich als Mitschuldige bekannte, ergingen nun gleichfalls Strafworte und sehr fühlbare Züchtigungen.

Da die Mutter sehr sanft war, so ersannen die beiden Geschwister ein Mittel, der Strenge des Vaters zu entgehen. Hatten sie so gefehlt, daß sie Schläge befürchten mußten, so gingen sie zur Mutter, bekannten ihr Vergehen und baten, daß sie die Strafe an ihnen vollziehe, damit der Vater im Zorne nicht zu hart mit ihnen verfahren möchte.

So scharf aber auch öfters die zu große Freigebigkeit des Sohnes von dem Vater geahndet wurde, so wenig verkannte dieser dennoch die übrigen seltenen Eigenschaften des Knaben. Er liebte ihn nicht nur wegen seiner Begierde etwas zu lernen, und wegen der

Fähigkeit das Erlernte zu behalten, sondern besonders auch wegen seines biegsamen, zartfühlenden Gemüthes.

Da sich bei dem Sohne die Neigung zum geistlichen Stande so auffallend und anhaltend aussprach, so war ihm der Vater um so weniger hierin entgegen, da dieser Stand in Würtemberg sehr hoch geschätzt wurde, auch viele seiner Stellen eben so ehrenvoll als einträglich waren.

Als die Familie 1768 nach Ludwigsburg ziehen mußte, wurde der junge Schiller sogleich in die Vorbereitungsschulen geschickt, wo er neben dem Lateinischen und Griechischen auch Hebräisch — als zu dem gewählten Beruf unerläßlich — erlernen mußte.

In den Jahren 1769 bis 1772 war er dreimal in Stuttgart, um sich in den vorläufigen Kenntnissen zur Theologie prüfen zu lassen, und bestand jederzeit sehr gut. Sein Fleiß konnte nur wenige Zeit durch körperliche Schwäche, welche durch das schnelle Wachsen veranlaßt wurde, unterbrochen werden; denn, wie seine Gesundheit kräftiger wurde, brachte er das Versäumte mit solchem Eifer ein, und lag so anhaltend über seinen Büchern, daß ihm der Lehrer befehlen mußte, hierin Maß zu halten, indem er sonst an Geist und Körper Schaden leiden würde. Theilnehmend, wohlwollend und gefällig für die Wünsche seiner Mitschüler, konnte er sich den jugendlichen Spielen leicht hingeben und in Gesellschaft das mitmachen, was er allein wohl unterlassen hätte. Bei einer solchen Gelegenheit, kurz vor dem Zeitpunkt, wo er in der Kirche sein Glaubens-

bekenntniß öffentlich ablegen ſollte, ſah ihn einſt die fromme Mutter, und ihre Vorwürfe über ſeinen Muthwillen machten ſo vielen Eindruck auf ihn, daß er noch vor der Confirmation ſeine Empfindungen zum erſtenmal in Gedichten ausſprach, die religiöſen Inhalts waren.

Je näher die Zeit heranrückte, in welcher er in eines der Vorbereitungs-Inſtitute aufgenommen werden ſollte, welche Jünglingen, noch ehe ſie die Univerſität beziehen konnten, gewidmet waren, mit um ſo größerm Eifer ergab er ſich nun ſeinen Studien.

Ohne Zweifel würde die Welt an Schillern einen Theologen erhalten haben, der durch bilderreiche Beredſamkeit, eingreifende Sprache, Tiefe der Philoſophie und deren richtige Anwendung auf die Religion, Epoche gemacht, und alles Bisherige übertroffen haben würde, wenn nicht ſeine Laufbahn gewaltſam unterbrochen, und er zum Erlernen von Wiſſenſchaften genöthigt worden wäre, für die er entweder gar keinen Sinn hatte, oder denen er nur durch die höchſte Selbſtüberwindung einigen Geſchmack abgewinnen konnte.

Der Herzog von Würtemberg hatte nämlich ſchon im Jahr 1770 auf ſeinem Luſtſchloſſe Solitüde eine militäriſche Pflanzſchule errichtet, die ſo guten Fortgang hatte, daß die Lehrgegenſtände, welche anfänglich nur auf die ſchönen Künſte beſchränkt waren, bei anwachſender Zahl der Zöglinge auch auf die Wiſſenſchaften ausgedehnt wurden.

Um die fähigſten jungen Leute kennen zu lernen,

wurde von Zeit zu Zeit bei den Lehrern Nachfrage gehalten, und diese empfahlen 1773, unter andern guten Schülern, auch den Sohn des Hauptmanns Schiller als den vorzüglichsten von allen. Sogleich machte der Herzog dem Vater den Antrag, seinen Sohn in die Pflanzschule aufzunehmen, auf fürstliche Kosten unterrichten, und in allem freihalten lassen zu wollen.

Dieses großmüthige Anerbieten, das Manchem so willkommen war, verursachte aber in der ganzen Schiller'schen Familie die größte Bestürzung, indem es nicht nur den so oft besprochenen Plan aller vereitelte, sondern auch dem Sohn jede Hoffnung raubte sich als Redner, als Schriftsteller und geistlicher Dichter einst auszeichnen zu können.

Weil jedoch damals für die Theologie in dieser Anstalt noch kein Lehrstuhl war, auch der junge Schiller schon alle Vorbereitungsstudien für diesen Stand gemacht hatte, so versuchte der Vater diese Gnade durch eine freimüthige Vorstellung abzuwenden, die auch so guten Erfolg hatte, daß der Herzog selbst erklärte, auf diese Art könne er in der Akademie ihn nicht versorgen. Einige Zeit lang schien der Fürst den jungen Schiller vergessen zu haben. Aber ganz unvermuthet stellte er noch zweimal an den Vater das Begehren, seinen Sohn in die Akademie zu geben, wo ihm die Wahl des Studiums frei gelassen würde, und er ihn bei seinem Austritt besser versorgen wolle, als es im geistlichen Stande möglich wäre.

Die Freunde der Familie, so wie diese selbst, sahen nur zu gut, was zu befürchten wäre, wenn dem dreimaligen Verlangen des Herzogs, das man nun als einen Befehl annehmen mußte, nicht Folge geleistet würde, und mit zerrissenem Gemüth fügte sich endlich auch der Sohn, um seine Eltern, die kein anderes Einkommen hatten als was die Stelle des Vaters abwarf, keiner Gefahr auszusetzen.

Man mußte also den Ausspruch des Gebieters erfüllen, und konnte sich für das Aufgeben so lange genährter Wünsche nur dadurch einigermaßen für entschädigt halten, daß die weitere Erziehung des Jünglings keine großen Unkosten verursachen, und eine besonders gute Anstellung in herzoglichen Diensten, ihm einst gewiß seyn würde.

Was noch weiter zur Beruhigung der Mutter und Schwestern beitrug, war die Nähe des Institutes; die Gewißheit, den Sohn und Bruder jeden Sonntag sprechen zu können; dann die große Sorgfalt, welche man für die Gesundheit der Zöglinge anwendete, und die vertrauliche, sehr oft väterliche Herablassung des Herzogs gegen dieselben, durch welche die strenge Disciplin um vieles gemildert wurde.

Mißmuthigen Herzens verließ der vierzehnjährige Schiller 1773 das väterliche Haus, um in die Pflanzschule aufgenommen zu werden, und wählte zu seinem Hauptstudium die Rechtswissenschaft, weil von dieser allein eine den Wünschen seiner Eltern entsprechende Versorgung einst zu hoffen war. Aber sein feuriger,

schwärmerischer Geist fand in diesem Fache so wenig Befriedigung, daß er es sich nicht verwehren konnte, dem Bekenntniß, welches jeder Zögling über seinen Charakter, seine Tugenden und Fehler jährlich aufsetzen mußte, schon das erstemal die Erklärung beizufügen: „Er würde sich weit glücklicher schätzen, „wenn er seinem Vaterland als Gottes„gelehrter dienen könnte.“

Auf diesen, eben so schön als bescheiden ausgesprochenen Wunsch wurde jedoch keine Rücksicht genommen. Das Studium der Rechtswissenschaft mußte fortgesetzt werden, und wurde auch mit allem Fleiß und Eifer von ihm betrieben. Aber nach Verlauf eines Jahrers beschied der Herzog den Vater Schillers wieder zu sich, um ihm zu sagen: „daß, weil gar zu „viele junge Leute in der Akademie Jura studirten, „seinem Sohne eine so gute Anstellung bei seinem „Austritt nicht werden könne, wie er selbst gewünscht „hätte. Der junge Mensch müsse Medicin studiren, „wo er ihn dann mit der Zeit sehr vortheilhaft ver„sorgen wolle.“

Ein neuer Kampf für den Jüngling! Neue Unruhe für seine Eltern und Geschwister! Schon einmal hatte der zartfühlende Sohn aus Rücksicht für seine Angehörigen die Neigung zu einem Stande aufgeopfert, den ihm die Vorsehung ganz eigentlich bestimmt zu haben schien. Jetzt sollte er ein zweites Opfer bringen. Er sollte, nachdem er ein volles Jahr der Rechtswissenschaft gewidmet, ein anderes Fach ergreifen,

gegen das er die gleiche Abneigung, wie gegen das zuerſt erwählte an den Tag legte. Jedoch der beugſame, kindliche Sinn, der ihn auch ſpäter in allen Vorfällen ſeines Lebens nie verließ, machte ihm dieſen ſchweren Schritt möglich, und er unterwarf ſich dem, was man über ihn beſtimmt hatte.

Für den Vater war es zugleich nicht wenig läſtig, daß er die zahlreichen, zum Rechtsſtudium erforderlichen Werke ganz unnützer Weiſe angeſchafft hatte, und nun für das neue Fach noch viel größere Ausgaben machen mußte, indem nur den gänzlich Unvermögenden die nöthigen Bücher von der Akademie verabfolgt wurden.

Als der junge Schiller in die Claſſe der Mediciner übertreten mußte, war er in ſeinem ſechszehnten Jahre, und ſo ungern er auch die neue Wiſſenſchaft ergriff, indem er nicht hoffen konnte ſich jemals recht innig mit ihr zu befreunden, ſo fand er ſie doch nach kurzer Zeit um vieles anziehender, als er ſich vorgeſtellt hatte; denn die verſchiedenen Theile derſelben, ſo trocken auch ihre Einleitung ſeyn mochte, behandelten doch alle, ohne Ausnahme, die lebendige Natur, und verſprachen ihm einſt bei dem Menſchen neue Aufſchlüſſe über die Wechſelwirkung des Körperlichen und des Geiſtigen aufeinander. Sein ſchon von Jugend auf ſehr ſtarker Hang zum Forſchen, zum tiefen Nachdenken, wurde durch die Hoffnung angefeuert, hier einſt Entdeckungen machen zu können, die ſeinen Vorgängern entſchlüpft wären, oder daß es ihm vielleicht gelingen würde, die in ſo großer Menge zerſtreuten Einzelnheiten auf

wenige, allgemeine Resultate zurückzuführen. Aber bei allen diesen reizenden Vorahnungen, und ungeachtet der vorgeschriebenen Ordnung, die auch sehr streng gehalten werden mußte, benutzte er doch jede freie Minute, um sich mit der Geschichte, der Dichtkunst, oder den Schriften zu beschäftigen, welche den Geist, das Gemüth oder den Witz anregen, und vermied solche, bei denen der kalte, überlegende Verstand ganz allein in Anspruch genommen wird. Unter den Dichtern war es Klopstock, der sein Gefühl, das noch immer am liebsten bei den ernsten, erhabenen Gegenständen der Religion verweilte, am meisten befriedigte. Seinen eigenen Genuß an diesen Werken suchte er auch seiner ältesten Schwester wenigstens in dem Maße zu verschaffen, als es durch briefliche Mittheilung in Erklärung der schönsten und schwersten Stellen möglich war. In seiner jugendlichen Unschuld, den hohen Stand noch gar nicht ahnend, zu dem ihn die Vorsehung erwählt und mit allen ihren göttlichen Gaben so überschwenglich reich betheilt hatte, konnte er wohl öfters die entschiedene Neigung für dichterische oder andere Geisteswerke als eine bloße Belustigung für seine Phantasie betrachten, und sich Vorwürfe darüber machen, wenn dadurch so manche Stunde seinem Berufsstudium entzogen wurde. Aber eine innere, beruhigende Stimme rief ihm dann zu: ist der große Arzt, der große Naturforscher Haller nicht auch zugleich ein großer Dichter? Wer besang die Wunder der Schöpfung schöner und herrlicher als Haller?

„Du haſt den Elefant aus Erde aufgethürmt
„Und ſeinen Knochenberg beſeelt,"

war ein Ausdruck, den Schiller, nebſt ſo vielen andern dieſes Dichters, nicht nur damals, ſondern auch dann noch mit Bewunderung anführte, als ſeine erſte Jugendzeit längſt verflogen war.

Jedoch nicht nur das Beiſpiel Hallers erleichterte ihm die Selbſtentſchuldigung wegen ſeines Hangs für die Dichtkunſt, ſondern es waren in der Abtheilung, in welche er jetzt verſetzt war, noch mehrere Zöglinge, die eine gleiche Leidenſchaft für Genüſſe des Geiſtes und Gemüthes hatten, unter denen ſich Peterſen Hofer, Maſſenbach und andere, als Dichter oder Schriftſteller, ſpäter bekannt gemacht haben. Je erkünſtelter der Fleiß war, mit dem dieſe jungen Leute ihr Hauptſtudium trieben, je gieriger ſuchten ſie Erholung in dichteriſchen Werken, von denen endlich die von Goethe und Wieland ihnen die liebſten waren. Ihre natürlichen Anlagen verleiteten ſie, bei dem bloßen Leſen und Genießen nicht ſtehen zu bleiben, ſondern ihre Kräfte auch an eigenen Aufſätzen oder poetiſchen Darſtellungen zu verſuchen. Und daß keiner ſeine Arbeit den anderen verheimlichte; daß jeder mit größter Offenheit getadelt oder gelobt wurde; daß dieſe Jünglinge ſich in ungewöhnlichen oder verwegenen Dichtungen zu überbieten ſuchten, war eine natürliche Folge ihrer Jahre und des Zwanges, dem ſie unterworfen waren. Die gleiche Lieblingsneigung, die ſie nur verſtohlnerweiſe befriedigen durften, die gleiche

Subordination, unter die ſie ihren Willen beugen mußten, ketteten ſie ſo feſt an einander, daß ſie in der Folge ſich nie trafen, ohne ihre Freude durch die fröhlichſte Laune, oft durch wahren Jubel zu bezeugen.

Unter allen dieſen Schriften aber machten diejenigen, die für das Theater geſchrieben waren, den meiſten Eindruck auf den jungen Schiller. Jede Handlung im Ganzen, jede Scene im Einzelnen, weckte in ihm eine der ſchlummernden Kräfte, deren die Natur für dieſe Dichtungsart ſo viele in ihn gelegt hatte, und die ſo reizbar waren, daß er mit einem dramatiſchen Gedanken nur angehaucht zu werden brauchte, um ſogleich in Flammen der Begeiſterung aufzulodern. In ſeinem zehnten Jahre hatte er zwar ſchon in Ludwigsburg Opern geſehen, die der Herzog mit allem Pomp, mit aller Kunſt damaliger Zeit aufführen ließ. So neu und wundervoll dem empfänglichen Knaben der ſchnelle Wechſel prachtvoller Decorationen, das Anſchauen künſtlicher Elephanten, Löwen ꝛc., die Aufzüge mit Pferden, das Anhören großer Sänger von einem trefflichen Orcheſter begleitet, der Anblick von Balleten, die von Noverre eingerichtet, von Veſtris getanzt wurden — ſo ſehr dieſes alles vereinigt ihn auch außer ſich verſetzen mußte, ſo hatte es doch nur die äußern Sinne des Auges, des Ohres berührt, aber Gefühl und Gemüth weder angeſprochen noch befriedigt. Dagegen waren Julius von Tarent, Ugolino, Götz von Berlichingen, und einige Jahre vor ſeinem Austritt, alle Stücke von Shakeſpeare

diejenigen Werke, welche mit allen ſeinen Gedanken und Empfindungen ſo übereinſtimmten, ſeines Geiſtes ſich dergeſtalt bemeiſterten, daß er ſchon in ſeinem ſiebenzehnten Jahre ſich an dramatiſche Verſuche wagte, und das ſpäter ſo berühmte Trauerſpiel, die Räuber, zu entwerfen anfing. Gaben die genannten Schriften ſeiner Vorliebe für dramatiſche Poeſie ſchon überflüſſige Nahrung, ſo wurde ſeine Neigung, ſo wie für ſchöne Kunſt überhaupt, ſchon dadurch unterhalten und beſtärkt, daß er mit jenen Zöglingen, die ſich für die Bühne, die Tonkunſt oder Malerei beſtimmt hatten, im genauen Umgange ſtand. Denn ſo ſtreng auch in dieſer Akademie darauf gehalten wurde, daß jeder die Gegenſtände ſeines künftigen Berufes auf das gründlichſte erlerne, ſo war, wenn dieſen Forderungen Genüge geleiſtet wurde, der Umgang der Zöglinge unter einander gar nicht ſo beſchränkt, daß ſie ihre freien Stunden nicht hätten nach ihrem Willen benützen dürfen, wenn dieſer die allgemeine Ordnung nicht ſtörte. Auch war es denjenigen unter ihnen, die Gefallen daran fanden, alle Jahre einigemal erlaubt, Theaterſtücke in einem akademiſchen Saale aufzuführen, bei denen aber die weiblichen Rollen gleichfalls von Jünglingen beſetzt werden mußten. Schiller konnte dem Drange nicht widerſtehen, ſich auch als Schauſpieler zu verſuchen, und übernahm im Clavigo eine Rolle, die er eben ſo darſtellte, daß ſein Spiel noch lange nachher ſowohl ihm als ſeinen Freunden reichen Stoff zum Lachen und zur Satyre verſchaffte.

Es konnte jedoch nicht anders kommen, als daß dieſe dichteriſchen Zerſtreuungen nur zum Nachtheil ſeiner mediciniſchen Studien genoſſen wurden, und daß er manchen Verdruß mit ſeinem Hauptmann, ſo wie öfters Vorwürfe von ſeinen Profeſſoren ſich zuzog, wenn er das aufgegebene Penſum nicht gehörig ausgearbeitet hatte.

Und dennoch, ſowohl aus Liebe zu ſeinen Eltern, denen er Freude zu machen wünſchte, als aus Ehrgeiz und edlem Stolze, war ſein Fleiß aufrichtiger und größer, als der ſeiner Mitſchüler. Aber, geſchah es denn mit ſeinem Willen, daß ihn, mitten im eifrigſten Lernen, Bilder überraſchten, die mit denen, die das Buch darbot, nicht die mindeſte Aehnlichkeit hatten! — War es ſeine Schuld, daß er anatomiſche Zeichnungen, Präparate, faſt unmöglich in ihrer eingeſchränkten Beziehung betrachten konnte, ſondern ſeine Phantaſie ſogleich in dem Großen, Allgemeinen der ganzen Natur umher ſchweifte? Oder, konnte er es ſeiner, ihm ſo treu anhänglichen Muſe verwehren, daß ſie, ſelbſt in den Collegien, wenn er mit tiefſinnigem Blick auf den Profeſſor horchte, ihm etwas zuflüſterte, was ſeine Ideen von dem Vortrage wegriß, und ſeinen Geiſt auch den ernſtlichſten Vorſätzen entgegen in dichteriſche Gefilde leitete? — Nichts von allem dieſem. Ganz unfreiwillig mußte er ſich dieſen Störungen unterwerfen. Wie durch eine zauberiſche Gewalt herbei geführt, gährten in ſeinem Innern Bilder und Entwürfe, die immer ſtärker an-

drängten, je mehr der Mann ſich in ihm entwickelte und ſeine Vorſtellungen ſich bereicherten.

Er ſelbſt ſah ſehr gut ein, daß er, bei dieſem nicht ungetheiltem Treiben ſeiner Berufswiſſenſchaft, ſehr ſpät das Ziel erreichen würde, welches er ſich vorgeſetzt hatte, und ob auch ſeine Lehrer die treffenden Bemerkungen und Antworten von ihm weit höher als den mechaniſchen Fleiß der Andern achteten, ſo ſtellte er doch zu groſſe Forderungen an ſich ſelbſt, als daß ihm ſeine bisherigen Fortſchritte hätten genügen können. Er beſchloß daher in ſeinem achtzehnten Jahre, ſo lange nichts Anderes, als was die Medicin betreffe, zu leſen, zu ſchreiben, oder auch nur zu denken, bis er ſich das Wiſſenſchaftliche davon ganz zu eigen gemacht hätte. Der ungeheuren Ueberwindung, die es ihn anfangs koſtete ungeachtet, verfolgte er dieſen Vorſatz mit ſolcher Feſtigkeit, und ſtudirte die ärztlichen Werke von Haller mit ſo viel unausgeſetztem Eifer, daß er ſchon nach Verlauf von kaum drei Monaten eine Prüfung darüber beſtehen konnte, von welcher er die größten Lobſprüche einerntete. Dieſe außerordentliche Anſtrengung, bei welcher er ſich auch den kleinſten Genuß, ſelbſt ein aufmunterndes Geſpräch verſagte, hatte zwar etwas nachtheilig auf ſeinen Körper gewirkt, dagegen aber ihn mit der Wiſſenſchaft dergeſtalt vertraut gemacht, daß er nun mit größter Leichtigkeit auf die Anwendung derſelben, ſowohl in ihren verſchiedenen Fächern als in der Heilkunde ſelbſt übergehen konnte.

Das höchſte Opfer, welches er ſeinem künftigen Berufe bringen mußte, war eine ſo lange dauernde Entſagung der Dichtkunſt, die bei ihm ſchon zur Leidenſchaft geworden war. Aber er hatte ſich von der Geliebten ja nur entfernt! Untreu konnte er ihr niemals werden; denn ſo wie er den Grad des Wiſſens, der ihn zum Meiſter der Arzneikunde machen ſollte, einmal erobert hatte, kehrte er mit allem Feuer ungeſtillter Sehnſucht in die Arme der Göttin zurück, und benutzte jeden freien Augenblick zur Ausarbeitung ſeines angefangenen Trauerſpiels. Auch dichtete er, außer vielen andern Sachen, in dieſem Zeitpunkt eine Oper, Semele, die ſo großartig gedacht war, daß, wenn ſie hätte aufgeführet werden ſollen, alle mechaniſche Kunſt des Theaters damaliger Zeit (und man darf ſagen, auch der jetzigen) nicht ausgereicht haben würde, um ſie gehörig darzuſtellen.

Das Praktiſche der Medicin koſtete ihn nun weit weniger Mühe, als ihm das Theoretiſche verurſacht hatte. Die Anwendung der vorgeſchriebenen Regeln erhöhten ſein Intereſſe ſchon darum, weil er ihre Wirkung beobachten, und Bemerkungen darüber äußern konnte, die von ſeinen Profeſſoren oft bewundert wurden. Die günſtigen Zeugniſſe, die ſie ihm ertheilten, hatten für ihn die angenehme Folge, daß er mit dem Antritt ſeines zweiundzwanzigſten Jahres, über eine von ihm ſelbſt geſchriebene Abhandlung öffentlich diſputiren durfte, und für fähig gehalten ward, nicht nur aus der Akademie treten, ſondern auch eine ärzt-

liche Anstellung in herzoglichen Diensten bekleiden zu können. Er erhielt zu Ende des Jahrs 1780 bei dem in Stuttgart liegenden Grenadier-Regiment Augé, die Stelle eines Arztes, mit monatlicher Besoldung von achtzehn Gulden Reichswährung, oder fünfzehn Gulden im zwanzig Gulden-Fuß.

Obwohl die Berufsfähigkeiten Schillers eine würdigere Auszeichnung verdient hätten, und auch die Stelle nebst ihrem kleinen Sold sehr tief unter der Erwartung der Eltern war, die, dem gegebenen Versprechen des Herzogs gemäß, auf eine weit bessere Versorgung gezählt hatten, so durfte doch von keiner Seite ein Widerspruch erhoben, oder eine Einwendung dagegen gemacht werden.

Und derjenige, der die größte Ursache zu klagen gehabt hätte, war am besten mit dieser Entscheidung zufrieden, weil nun seine Thätigkeit freien Raum hatte, und weil ihm der ungehinderte Gebrauch seiner Dichtergabe gestattet schien, die sich von Tag zu Tag stärker entwickelte; denn je mehr ihm der Zwang und die unabänderliche Regelmäßigkeit mißfiel, in welcher er sieben Jahre seiner schönsten Jugendzeit zubringen mußte, um so öfter und leidenschaftlicher beschäftigte er sich mit Entwürfen, wie er einst seine Freiheit genießen wolle; und als endlich die Hoffnung zur Selbstständigkeit, sowohl ihm als seinen jungen Freunden in Gewißheit überzugehen anfing, war es ihre einzige, angenehmste Unterhaltung, sich ihre Wünsche und Vorsätze hierüber mitzutheilen. Die letzteren betrafen jedoch

hauptsächlich literarische Gegenstände, die so thätig ins Werk gesetzt wurden, daß Schiller sogleich nach dem Antritt seines Amtes das Schauspiel, die Räuber, das er in den vier letzten Jahren seines akademischen Aufenthaltes schrieb, gänzlich in Ordnung brachte, und solches zu Anfang des Sommers 1781 im Druck herausgab.

Es wäre vergeblich den Eindruck schildern zu wollen, den diese Erstgeburt eines Zöglings der hohen Carlsschule, und wie man wußte, eines Lieblings des Herzogs, in dem ruhigen, harmlosen Stuttgart hervorbrachte, wo man nur mit den frommen, sanften Schriften eines Gellert, Hagedorn, Rammler, Rabener, Uz, Kramer, Schlegel, Cronegk, Haller, Klopstock, Stollberg und Aehnlicher den Geist nährte; wo man die Gedichte von Bürger, die Erzählungen von Wieland, als das Aeußerste anerkannte, was die Poesie in sittlichen Schilderungen sich erlauben darf — wo man Ugolino für das schauderhafteste und Götz von Berlichingen für das ausschweifendste Product erklärte; — wo Shakespeare kaum einigen Personen bekannt war, und wo gerade die Leiden Siegwarts, Carl von Burgheim und Sophiens Reise von Memel nach Sachsen das höchste Interesse der Leseliebhaber erregt hatten. Nur derjenige, der die genannten Schriften kennt, sich den ruhigen, stillen Eindruck, den sie einst auf ihn machten, zurückruft, und dann einige Auftritte aus den Räubern liest; nur der allein kann

ſich die Wirkung lebhaft genug vorſtellen, welche dieſe — in Rückſicht ihrer Fehler ſowohl als ihrer Schönheiten — außerordentliche Dichtung hervorbrachte. Die jüngere Welt beſonders, wurde durch die blendende Darſtellung, durch die natürliche, ergreifende Schilderung der Leidenſchaften, in die höchſte Begeiſterung verſetzt, welche ſich unverholen auf das lebhafteſte äußerte.

Der Ruhm des Dichters blieb aber nicht auf ſein Vaterland beſchränkt. Ganz Deutſchland ertönte von Bewunderung und Erſtaunen, daß ein Jüngling ſeine Laufbahn mit einem Werke eröffne, womit andere ſich glücklich preiſen würden, die ihrige beſchließen zu können.

Dieſe Lobeserhebungen, ſo ſchmeichelhaft ſie auch ſeinem Ehrgeize waren, konnten ihn jedoch nicht in dem Grade berauſchen, daß er geglaubt hätte, ſchon vieles, oder gar alles erreicht zu haben, ſondern waren eher ein Sporn für ihn, noch Größeres zu leiſten.

Er veranſtaltete im nämlichen Jahre noch die Herausgabe einer Sammlung Gedichte, die theils von ihm ſelbſt, theils von ſeinen Freunden ſchon in der Akademie bearbeitet worden waren, und ließ ſolche unter dem Titel Anthologie 1782 erſcheinen. Da auch das von dem Profeſſor Balthaſar Haug ſeit einigen Jahren herausgegebene Schwäbiſche Magazin ſich ſeinem Ende nahte, ſo beſchloß er, in Gemeinſchaft mit ſeinen Freunden die erlöſchende Monatſchrift, als ein Repertorium für Literatur fortzuſetzen, was um ſo leichter zu Stande kam, je größer der Vorrath

war, den ſie ſchon früher geſammelt hatten. Mit wahrhaft jugendlichem Uebermuth verfaßte er für dieſe Schrift in der Folge eine Recenſion ſeiner Räuber, welche ſo hart und beißend war, daß man nicht begreifen konnte, wie jemand es wagen mochte, eine Arbeit ſo ſtreng zu tadeln, deren Glanz die meiſten Leſer verblendet und auch den größten Kennern Achtung abgenöthigt hatte. Der über dieſe Beurtheilung häufig geäußerte Tadel gewährte aber ihm deſto mehr Beluſtigung, je weniger jemand — außer einigen Freunden, die darum wußten — vermuthete, daß der Verfaſſer ſelbſt dieſe ſcharfe Geißel über ſich geſchwungen.

Dieſe literariſchen Beſchäftigungen, welche eine lang gehegte Sehnſucht befriedigten, und bei welchen ſich Schiller ganz in ſeinem Element befand, hätten ihm wenig zu wünſchen übrig gelaſſen, wenn dadurch ſeine körperlichen Bedürfniſſe eben ſo wie ſeine geiſtigen gehoben geweſen wären. Allein dieß konnte um ſo weniger der Fall ſeyn, je kleiner in Stuttgart die Anzahl der Buchhändler oder derjenigen Leute war, die nicht nur leſen, ſondern auch kaufen wollten. Es ließ ſich ſchon für die Räuber kein Verleger finden, der die Ausgabe auf ſeine Koſten wagen, noch minder aber etwas dafür honoriren wollte, daher der Dichter genöthigt war, ſie auf eigene Koſten drucken zu laſſen, und da ſeine Geldkräfte bei weitem nicht hinreichten, den Betrag zu borgen.

Um zu verſuchen, ob er nicht zu einigem Erſatz

ſeiner Auslagen gelangen könne, und um ſein Werk auch im Ausland bekannt zu machen, ſchrieb er, noch ehe der Druck ganz beendigt war, an Herrn Hofkammerrath und Buchhändler Schwan zu Mannheim, der durch den vortheilhafteſten Ruf bekannt war, und ſchickte ihm die fertigen Bogen zu, welche er, mit Bemerkungen begleitet, wieder zurück erhielt.

Ob allein die Anſichten des Herrn Schwan den Verfaſſer aufmerkſam machten, oder ob er ſelbſt darüber erſchrack, wie grell und widerlich ſich Manches dem Auge darſtelle, nachdem es nun gedruckt vor ihm lag — genug, in den letzten Bogen wurde Einiges geändert, die von der Preſſe ſchon ganz fertig gelieferte Vorrede unterdrückt, und eine neue, mit gemilderten Ausdrücken an deren Stelle geſetzt.

Wer es weiß, wie einſeitig ein Dichter oder Künſtler wird, wenn er nicht mit andern ſeines Faches, die höher als er, oder doch mit ihm auf gleicher Stufe ſtehen, Umgang haben und ſeine Ideen austauſchen kann; wer zugibt, daß bei einem reichen, feurigen Talent, in den erſten Jünglingsjahren nur Begeiſterung und Einbildungskraft herrſchen, Verſtand und Geſchmack aber von dieſen überräubt werden; der wird die ſtärkſten Auswüchſe in den Räubern um ſo eher entſchuldigen, als der Dichter nicht in der Lage war, einen in der Literatur bedeutenden Mann zum Vertrauten zu haben, und auch ſchon ſein zweites Werk hinlänglich bezeugte, mit welcher Umſicht er die Fehler des erſten zu vermeiden geſucht.

So ſehr Herr Schwan als Buchhändler Schillern nützlich zu werden ſuchte, ſo eifrig verwendete er ſich bei dem damaligen Intendanten des Mannheimer Theaters, Baron von Dalberg, damit dieſes Stück für die Bühne brauchbar gemacht und aufgeführt werden könne. Dem zufolge forderte Baron von Dalberg den Dichter auf, nicht nur dieſes Trauerſpiel abzuändern, ſondern auch ſeine künftigen Arbeiten für die Schauſpieler-Geſellſchaft in Mannheim einzurichten. Schiller willigte um ſo lieber in dieſen Vorſchlag, je entfernter der Zeitpunkt war, in welchem eine ſeiner Dichtungen auf dem Theater in Stuttgart hätte aufgeführt werden können, indem die Leiſtungen deſſelben bloß als Verſuche von Anfängern gelten konnten.

Vor dem Jahr 1780 war nie ein ſtehendes deutſches Theater in der Hauptſtadt Würtembergs. Was man daſelbſt vom Schauſpiel kannte, waren die Opern und Ballette, welche früher, ganz auf herzogliche Koſten, von Italienern und Franzoſen, und nachdem dieſe verabſchiedet waren, von den männlichen und weiblichen Zöglingen der Akademie, gleichfalls in italieniſcher und franzöſiſcher Sprache gegeben wurden. In Mitte der ſiebziger Jahre kam Schikaneder nach Stuttgart; durfte aber keine Vorſtellungen im Opernhauſe geben, ſondern mußte ſeine Operetten, Luſt- und Trauerſpiele im Ballhauſe aufführen. Erſt als die Zöglinge der Akademie mehr herangewachſen, und man ſie — da ſie doch einmal für das Schauſpiel beſtimmt waren —

in Uebung erhalten wollte, gaben sie so lange, bis ein neues Theater gebaut wurde, die Woche einige deutsche Operetten in dem Opernhause, für deren Genuß das Publicum ein sehr mäßiges Eintrittsgeld bezahlte. Auch als das kleinere Theater fertig stand, wurden anfänglich nichts als kleine, deutsche Opern aufgeführt; was um so natürlicher war, da sich unter allen, welche sich dem Theater gewidmet hatten, nur eine einzige Person fand, welche wahrhaft großes Talent, sowohl für komische als ernsthafte Darstellungen zeigte.

Diese war — Herr Haller, ein wahrer Sohn der Natur. Wäre ihm damals das Glück geworden in einer andern Umgebung zu seyn, gute Vorbilder und Beispiele zu sehen, so hätte er einer der besten Schauspieler Deutschlands werden können, und sein Name wäre mit den Vorzüglichsten dieser Kunst zugleich genannt worden.

Je tiefer nun diese vaterländische Schaubühne unter dem Ideale stand, das Schillern von einem guten, besonders aber tragischen Schauspiel vorschwebte, um so lebhafter ergriff er den Vorschlag, sein Stück für eine Bühne zu bearbeiten, die nicht nur einen sehr großen Ruf hatte, sondern sich auch um so mehr als die erste in Deutschland achten durfte, da fast alle ihre Mitglieder in der Schule von Ekhof gebildet waren. Mit all dem Eifer, den Jugend und Begeisterung zur Erreichung eines Zweckes, der für ihn das höchste seiner Wünsche war, nur immer hervorbringen können, ging Schiller an die Umarbeitung seines Trauerspiels,

die er ſich weniger ſchwer dachte, als er in der Folge fand. Denn, wäre es ihm auch leicht geworden, ſeinen hohen, dichteriſchen Flug den Schranken der Bühne und den Forderungen des Publicums gemäß einzurichten; oder hätte er auch ohne Bedauern manche Scenen und Stellen aufgeopfert, die er und ſeine Freunde ſehr hoch geſchätzt hatten, ſo raubten ihm ſeine Berufsgeſchäfte den ungehinderten Gebrauch der Zeit, ſo wie die nöthige Stimmung, die eine ſolche Arbeit erfordert. Seinem ganzen Weſen, das nicht den mindeſten Zwang ertragen konnte, war das immerwährende Einerlei der Lazarethbeſuche, und eben ſo das tägliche und genaue Erſcheinen auf der Wachtparade, um ſeinem General den Rapport über die Kranken abzuſtatten, im höchſten Grad zuwider. Die unpoetiſche Uniform, aus einem blauen Rock mit ſchwarzem Sammtkragen, weißen Beinkleidern, ſteifem Hut und einem Degen ohne Quaſte, beſtehend, ſah er als ein Abzeichen an, das ihn unabläſſig an die Subordination erinnern ſolle. Am härteſten fiel ihm jedoch, daß er ohne ausdrückliche Erlaubniß ſeines Generals ſich nicht aus der Stadt entfernen, und ſeine nur eine Stunde von Stuttgart wohnenden Eltern und Geſchwiſter beſuchen durfte. In ſeiner ſchönſten Jugendzeit mußte er dieſen Umgang meiſtens nur auf ſchriftliche Unterhaltung beſchränken, und jetzt, da er ſich frei glauben durfte, war es ihm um ſo ſchmerzlicher, den Beſuch ſeiner nächſten Angehörigen von der Laune ſeines Chefs erbitten zu müſſen.

Die ganze Familie fand sich durch seine Anstellung als Regimentsarzt getäuscht, indem sie, als der Sohn seiner Neigung zur Theologie entsagen mußte, auf das von dem Herzog gegebene Versprechen fest baute, daß er ihn für die gemachte Aufopferung auf die vortheilhafteste Art schadlos halten würde.

Jedoch mußten alle sich fügen, und dem Sohne blieb nur der Trost, den er in seinen dichterischen Beschäftigungen fand, und nebenbei die Aussicht, sich dadurch im Auslande bekannt, und seinen Wirkungskreis bedeutender zu machen. Er schrieb daher auch an Wieland, den er nicht allein wegen seiner Vielseitigkeit, sondern vorzüglich wegen der hohen Vollendung seiner Dichtungen außerordentlich hoch schätzte, und war überglücklich, als er von diesem großen Mann eine Antwort erhielt, die nicht nur das Ungewöhnliche und Seltene der frühzeitigen Leistungen Schillers in vollem Maß anerkannte, sondern auch überhaupt sehr geistreich und schmeichelhaft war. Für die Freunde von Schiller, die an allem, was ihn betraf, mit dem warmsten Eifer Antheil nahmen, war es eine Art von Fest diesen Brief zu lesen; sowohl die schöne, reine Schrift, als die fließende Schreibart zu bewundern, und sich über dessen Inhalt zu besprechen. Mit Stolz hoben sie es heraus, daß der Sänger des Musarion auch ein Schwabe sey, und von diesem Schwaben die Sprache der Grazien der feinsten, gebildesten Welt vorgetragen werde.

Aehnliche Ermunterungen vom Auslande, nebst dem

Drange, die Geschöpfe seiner Einbildungskraft verwirklicht zu sehen, stärkten den Muth des jungen Dichters, und erhoben ihn über die Widerwärtigkeiten, welche ihm seine Lage täglich verursachte. Außer den vielen Unterbrechungen aber, die ihm sein Stand zur Pflicht machte, waren auch die Einwürfe des Baron Dalberg nichts weniger als dazu geeignet, ihn bei guter Laune für seine Arbeit zu erhalten, und man darf sich daher auch nicht wundern, daß er zur Umschmelzung seines Schauspiels so viele Monate brauchte, als es bei minderer Störung Wochen bedurft hätte.

Er besiegte jedoch alle Schwierigkeiten, so sehr sich auch sein ganzes Wesen anfangs dagegen sträubte, und fühlte sich wie von der schwersten Last erleichtert, als er sein Manuscript für fertig halten und nach Mannheim absenden konnte. Um aber dem Leser das Gesagte anschaulicher zu machen, sey es erlaubt einen Theil des Schreibens, welches die Umarbeitung begleitete, aus den, bei D. R. Marr in Karlsruhe erschienenen Briefen Schillers an Baron Dalberg hier einzurücken, indem es zur Bestätigung des Obigen dient, und zugleich den Beweis liefert, wie streng und mit wie wenig Schonung er bei der Abänderung verfuhr. Selten wird wohl ein Dichter bei seinem ersten Werke schon alles für so wichtig angesehen, oder so scharf beurtheilt haben, als es hier von einem zwei und zwanzigjährigen Jüngling geschehen ist.

Stuttgart den 6 October 1781.

„Hier erscheint endlich der verlorene Sohn, oder die umgeschmolzenen Räuber. Freilich habe ich nicht auf den Termin, den ich selbst festsetzte, Wort gehalten, aber es bedarf nur eines flüchtigen Blicks über die Menge und Wichtigkeit der getroffenen Veränderungen, mich gänzlich zu entschuldigen. Dazu kommt noch, daß eine Ruhrepidemie in meinem Regiments-Lazareth mich von meinen otiis poeticis sehr oft abrief. Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. — Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks schon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an sich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigensinn des Parterre, dem Unverstand der Gallerie, oder sonst leidigen Conventionen aufopfern, und einem so durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt seyn können, daß es, wie in der Natur so auf der Bühne, für Eine Idee, Eine Empfindung, auch nur Einen Ausdruck, Ein Colorit gibt. Eine Veränderung, die ich in einem Charakterzug vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter, und folglich auch seinen Handlungen und der auf diesen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung. Also Hermann. Wiederum stehen die Räuber im Original unter sich in lebhaftem Con-

traſt, und gewiß wird ein jeder Mühe haben, vier oder fünf Räuber contraſtiren zu laſſen, ohne in einem von ihnen gegen die Delicateſſe des Schauplatzes anzurennen. Als ich es anfangs dachte, und den Plan bei mir entwarf, dacht' ich mir die theatraliſche Darſtellung hinweg. Daher kam's, daß Franz als ein raiſonnirender Böſewicht angelegt worden; eine Anlage, die, ſo gewiß ſie den denkenden Leſer befriedigen wird, ſo gewiß den Zuſchauer, der vor ſich nicht philoſophirt, ſondern gehandelt haben will, ermüden und verdrießen muß. In der veränderten Auflage konnte ich dieſen Grundriß nicht übern Haufen werfen, ohne dadurch der ganzen Oekonomie des Stücks einen Stoß zu geben; ich ſehe alſo mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit voraus, daß Franz, wenn er nun auf der Bühne erſcheinen wird, die Rolle nicht ſpielen werde, die er beim Leſen geſpielt hat. Dazu kommt noch, daß der hinreißende Strom der Handlung den Zuſchauer an den feinen Nüancen vorüberreißt, und ihn alſo wenigſtens um den dritten Theil des ganzen Charakters bringt. Der Räuber Moor, wenn er, wie ich zum voraus verſicherte, ſeinen Mann unter den HH. Schauſpielern findet, dürfte auf dem Schauplatz Epoche machen; einige wenige Speculationen, die aber auch als unentbehrliche Farben in dem ganzen Gemälde ſpielen, weggerechnet, iſt er ganz Handlung, ganz anſchauliches Leben. Spiegelberg, Schweizer, Hermann ꝛc. ſind im eigentlichſten Verſtande Menſchen für den Schauplatz; weniger Amalie und der Vater.

Ich habe schriftliche, mündliche und gedruckte Recensionen zu benutzen gesucht. Man hat mehr von mir gefordert, als ich leisten konnte, denn nur dem Verfasser eines Stücks, zumal, wenn er selbst noch Verbesserer wird, zeigt sich das non plus ultra vollkommen. Die Verbesserungen sind wichtig, verschiedene Scenen ganz neu, und meiner Meinung nach, das ganze Stück werth — — — — — — — — —

Franz ist der Menschheit etwas näher gebracht, aber der Weg dazu ist etwas seltsam. Eine Scene, wie seine Verurtheilung im fünften Act, ist meines Wissens auf keinem Schauplatz erlebt, eben so wenig als Amaliens Aufopferung durch ihren Geliebten. Die Katastrophe des Stücks däucht mir nun die Krone desselben zu seyn. Moor spielt seine Rolle ganz aus, und ich wette, daß man ihn nicht in dem Augenblick vergessen wird, als der Vorhang der Bühne gefallen ist. Wenn das Stück zu groß seyn sollte, so steht es in der Willkür des Theaters Räsonnements abzukürzen, oder hie und da etwas unbeschadet des ganzen Eindrucks hinweg zu thun. Aber dawider protestire ich höflich, daß beim Drucken etwas hinweggelassen wird; denn ich hatte meine guten Gründe zu allem, was ich stehen ließ, und so weit geht meine Nachgiebigkeit gegen die Bühne nicht, daß ich Lücken lasse und Charaktere der Menschheit für die Bequemlichkeit der Spieler verstümmle." —

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Fr. Schiller, R. Medicus.

Es würde die vorgesteckten Gränzen dieser Schrift überschreiten, wenn auch die folgenden Briefe, welche die Einwürfe des Freiherrn von Dalberg widerlegen sollten, hier angeführt würden. Nur so viel sey noch hierüber gesagt, daß, so sehr auch Schiller den Zug in dem Charakter Carl Moors, die Geliebte mit seiner Hand zu tödten, als wesentlich zur ganzen Rolle, ja als eine positive Schönheit derselben betrachtete, sein Gegner davon nicht abzubringen war, daß Amalie sich selbst mit dem Dolch erstechen müsse. Der andere Punkt, die Räuber in die Zeiten Maximilians des Ersten zu versetzen, und in altdeutscher Kleidung spielen zu lassen, machte der theatralischen Wirkung gar keinen Eintrag, indem die Handlung zu sehr hinriß, um Vergleichungen zwischen der Sprache und dem Costüm anstellen zu können, und damals nur äußerst wenige der Kritik, sondern nur des Eindrucks wegen, den das Gesehene bei ihnen zurück lassen sollte, das Schauspiel besuchten.

Mit welcher Unruhe Schiller den Nachrichten aus Mannheim entgegen sah, und in welcher Spannung er die Zeit zubrachte, welche zu den Vorbereitungen, den Proben erforderlich war, mag wohl nur der am richtigsten beurtheilen, der als Dichter oder Tonkünstler sich zum erstenmal in gleichem Fall befindet. Er selbst sagt hierüber in einem der folgenden Briefe (S. 42): „Auf meinen Räuber Moor bin ich im „höchsten Grad begierig, und von Herrn Böck, der „ihn ja vorstellen soll, höre ich nichts als Gutes.

„Ich freue mich wirklich darauf, wie ein Kind.“ Ferner: „Ich glaube meine ganze dramatiſche Welt „wird dabei aufwachen, und im Ganzen einen größern „Schwung geben; denn es iſt das erſtemal in meinem „Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges hören „werde.“

Endlich kam auch der ſo heftig gewünſchte und erſehnte Tag heran, wo er ſeinen verlornen Sohn, wie er anfangs die Räuber benennen wollte, in der Mitte Januars 1782, auf dem Theater in Mannheim darſtellen ſah. Aus der ganzen Umgegend, von Heidelberg, Darmſtadt, Frankfurt, Mainz, Worms, Speier ꝛc. waren die Leute zu Roß und zu Wagen herbei geſtrömt, um dieſes berüchtigte Stück, das eine außerordentliche Publicität erlangt hatte, von Künſtlern aufführen zu ſehen, die auch unbedeutende Rollen mit täuſchender Wahrheit gaben, und nun hier um ſo ſtärker wirken konnten, je gedrängter die Sprache, je neuer die Ausdrücke, je ungeheuerer und ſchrecklicher die Gegenſtände waren, welche dem Zuſchauer vorgeführt werden ſollten. Der kleine Raum des Hauſes nöthigte diejenigen, welchen nicht das Glück zu Theil wurde eine Loge zu erhalten, ihre Sitze ſchon Mittags um ein Uhr zu ſuchen, und geduldig zu warten, bis um fünf Uhr endlich der Vorhang aufrollte. Um die Veränderung der Couliſſen leichter zu bewerkſtelligen, machte man aus fünf Acten deren ſechs, welche von fünf Uhr bis nach zehn Uhr dauerten. Die erſten drei Acte machten die Wirkung nicht, die man im Leſen

davon erwartete; aber die letzten drei enthielten alles, um auch die gespanntesten Forderungen zu befriedigen.

Vier der besten Schauspieler, welche Deutschland damals hatte, wendeten alles an, was Kunst und Begeisterung darbieten, um die Dichtung auf das vollkommenste und lebendigste darzustellen. Böck als Carl Moor war vortrefflich, was Declamation, Wärme des Gefühls und den Ausdruck überhaupt betraf. Nur seine kleine, untersetzte Figur störte anfangs, bis der Zuschauer von dem Feuer des Spiels fortgerissen, auch diese vergaß. Beil als Schweitzer ließ nichts zu wünschen übrig; so wie auch Kosinsky durch die passende Persönlichkeit des Herrn Beck sehr gewann. Durch die Art aber wie Iffland die Rolle des Franz Moor nicht nur durchgedacht, sondern dergestalt in sich aufgenommen hatte, daß sie mit seiner Person eins und dasselbe schien, ragte er über alle hinaus, und brachte eine nicht zu beschreibende Wirkung hervor, indem keine seiner Rollen, welche er früher und dann auch später gab, ihm die Gelegenheit verschaffen konnte, das Gemüth bis in seine innersten Tiefen so zu erschüttern, wie es bei der Darstellung des Franz Moor möglich war. Zermalmend für den Zuschauer war besonders die Scene, in welcher er seinen Traum von dem jüngsten Gericht erzählte, mit aller Seelenangst die Worte ausrief: „richtet einer über den Sternen? Nein! Nein! und bei dem zitternd und nur halblaut gesprochenen in sich gepreßten Worte, Ja! Ja!

— die Lampe in der Hand, welche sein geisterbleiches Gesicht erleuchtete — zusammensank. Damals war Iffland 26 Jahre alt, von Körper sehr schmächtig, im Gesicht etwas blaß und mager. Dieser Jugend ungeachtet war sein Spiel auch in den kleinsten Schattirungen so durchgeführt, daß es ein nicht zu vertilgendes Bild in jedem Auge, das ihn sah, zurückließ.

Welche Wirkung die Vorstellung der Räuber auf den Dichter derselben hervorbrachte, davon haben wir noch ein Zeugniß in dem Brief an Baron Dalberg vom 17 Jänner 1782, wo er schreibt: „Beobachtet habe ich sehr vieles, sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche zählen ꝛc.“

Daß auch ihn selbst das Spiel von Iffland überraschte, bezeugt er in demselben Briefe mit Folgendem: „Dieses einzige gestehe ich, daß die Rolle Franzens, die ich als die schwerste erkenne, als solche über meine Erwartung (welche nicht gering war) vortrefflich gelang.“ Schiller hatte sich, ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen, aus Stuttgart entfernt, um sein Schauspiel zu sehen; es wußten daher auch nur einige um seine Abwesenheit, und sie blieb für dießmal verborgen. Aber die Heiterkeit, welche vor der Abreise sein ganzes Wesen beseelt hatte, war nach seiner Rückkehr fast ganz verschwunden; denn so heftig er die Stunden des schöpferischen Genusses herbei gewünscht

hatte, so mißvergnügt war er nun, daß er seine medicinischen Amtsgeschäfte wieder vornehmen und sich der militärischen Ordnung fügen mußte, da ihm jetzt nicht nur der Ausspruch der Kenner, der stürmische Beifall des Publicums, sondern hauptsächlich sein eigenes Urtheil die Ueberzeugung verschafft hatten, daß er zum Dichter, besonders aber zum Schauspiel-Dichter geboren sey, und daß er hierin eine Stufe erreichen könne, die noch keiner seiner Nation vor ihm erstiegen. Jede Beschäftigung, die er nun unternehmen mußte, machte ihn mißmuthig, und er achtete die Zeit, die er darauf verwenden mußte, als verschwendet. Es bedurfte wirklich auch einiger Wochen, bis sein aufgeregtes Gemüth sich wieder in die vorigen Verhältnisse finden konnte, und als er etwas ruhiger geworden war, brütete seine Einbildungskraft sogleich wieder über neuen Sujets, die als Schauspiele bearbeitet werden könnten.

Unter mehreren, die aufgenommen und wieder verworfen wurden, blieben Conradin von Schwaben und die Verschwörung des Fiesco zu Genua diejenigen, welche ihm am meisten zusagten. Endlich wählte er letzteres, und zwar nicht allein wegen des Ausspruchs von J. J. Rousseau, daß der Charakter des Fiesco einer der merkwürdigsten sey, welche die Geschichte aufzuweisen habe; sondern auch, weil er bei dem Durchdenken des Planes fand, daß diese Handlung der meisten und wirksamsten Verwicklungen fähig sey. Sobald sein Entschluß hier-

über fest stand, machte er sich mit allem, was auf Italien, die damalige Zeit, so wie auf den Ort, wo sein Held handeln sollte, Beziehung hatte, mit größter Emsigkeit bekannt, besuchte fleißig die Bibliothek, las und notirte alles, was dahin einschlug, und als er endlich den Plan im Gedächtniß gänzlich entworfen hatte, schrieb er den Inhalt der Acte und Auftritte in derselben Ordnung wie sie folgen sollten, aber so kurz und trocken nieder, als ob es eine Anleitung für den Coulissen-Director werden sollte. Nach Lust und Laune arbeitete er dann die einzelnen Auftritte und Monologe aus, zu deren Mittheilung und Besprechung ihm aber ein Freund, von dessen Empfänglichkeit und warmer Theilnahme er die Ueberzeugung hatte, um so mehr unentbehrlich war, da er auch bei seinen kleinern Gedichten es sehr liebte solche vorzulesen, um das dichterische Vergnügen doppelt zu genießen, wenn er seine Gedanken und Empfindungen im Zuhörer sich abspiegeln sah.

Diese angenehmen Beschäftigungen, welche den edlen Jüngling für alles schadlos hielten, was er an Freiheit oder sonstigem Lebensgenuß entbehren mußte, wurden aber auf eine sehr niederschlagende Art durch etwas gestört, was wohl als die erste Veranlassung zu dem unregelmäßigen Austritt Schillers aus des Herzogs Diensten angesehen werden kann. Die Sache war folgende:

In den beiden ersten Ausgaben der Räuber, in der dritten Scene des zweiten Actes, befindet sich eine

Rede des Spiegelberg, welche einen Bezug auf Graubünden hat, und die einen Bündner so sehr aufreizte, daß er eine Vertheidigung seines Vaterlandes in den Hamburger Correspondenten einrücken ließ. Wahrscheinlich wäre diese Protestation ohne alle Folgen geblieben, wenn nicht die Zeitung als eine Anklage gegen Schiller dem Herzog vor Augen gelegt worden wäre. Dieser war um so mehr über diese öffentliche Rüge aufgebracht, indem derjenige, gegen den sie gerichtet worden, nicht nur in seinen Diensten stand, sondern auch einer der ausgezeichnetsten Zöglinge seiner, mit so vieler Mühe und Aufmerksamkeit gepflegten Akademie war. Er erließ daher an Schiller sogleich die Weisung, sich zu vertheidigen, so wie den Befehl, alles weitere in Druckgeben seiner Schriften, wenn es nicht medicinische wären, zu unterlassen, und sich aller Verbindung mit dem Ausland zu enthalten.

Schiller beantwortete die Anklage damit, daß er die mißfällige Rede nicht als eine Behauptung aufgestellt, sondern als einen unbedeutenden Ausdruck einem Räuber, und zwar dem schlechtesten von allen, in den Mund gelegt. Auch habe er hier nur eine Volkssage nachgeschrieben, die er von früher Jugend an gehört.

War der strenge Verweis und das Mißfallen seines Fürsten, das er auf eine so zufällige und ganz unschuldige Art sich zugezogen, schon im höchsten Grad unangenehm für Schiller, so mußte der harte Befehl

— ſich bloß auf ſeinen Beruf als Arzt und auf die Stadt, worin er lebte, einſchränken zu ſollen — noch ſchmerzlicher für ihn ſeyn, indem es ihm unmöglich fiel, den Hang, welchen er für die Dichtung hatte, zu unterdrücken, und ſich in einer Wiſſenſchaft auszuzeichnen, die er nur aus Furcht vor der Ungnade des Herzogs ergriffen, und der er ſeine Lieblingsneigung, den erſten Vorſatz ſeiner Kinderjahre aufgeopfert hatte. Durch das Verbot, ſich in irgend eine Verbindung mit dem Ausland einzulaſſen, war ihm jede Möglichkeit zur Verbeſſerung ſeiner Umſtände abgeſchnitten, und ſelbſt die kleinlichſten Sorgen, die härteſten Entſagungen hätten es nicht bewirken können, mit einer ſo geringen Beſoldung auszureichen. Das Verſprechen, welches der Herzog bei der Aufnahme Schillers in die Akademie ſeinen Eltern gegeben hatte, war ſo wenig erfüllt worden, daß ſein Gehalt als Regimentsarzt kaum demjenigen eines Pfarrvicars gleich kam, und durch den Aufwand für Equipirung, für ſtandesmäßiges Erſcheinen, beinahe auf nichts herab gebracht wurde.

Was aber gewöhnliche Menſchen niederbeugt, was ihnen Geiſt und Glieder erſchlafft, hebt den Muth der Starken, der Kraftvollen nur um ſo höher. Noch in den Jünglingsjahren bewährte ſich jetzt Schiller als einen Mann, der ſich durch keine Widerwärtigkeiten aus ſeiner Bahn bringen läßt, ſondern raſtlos das vorgeſteckte Ziel verfolgt. Anſtatt ſich in nutzloſen Klagen auszulaſſen, arbeitete er nur um deſto eifriger an ſei-

seinem Fiesco, den er als einen neuen Hebel zur Sprengung seines Gefängnisses betrachtete, und in dessen Ausarbeitung er all das Wilde, Rohe, was ihm bei den Räubern zum Vorwurf gemacht wurde, zu vermeiden suchte.

Eine widerliche Unterbrechung seiner dramatischen Arbeiten wurde durch die Dissertation veranlaßt, welche er in diesem Frühjahr einreichen mußte, um auf der hohen Carlsschule (welchen Titel nun die ehemalige Militärakademie erhalten hatte) den Grad eines Doctors der Medicin zu erhalten. Dieser Förmlichkeit konnte er sich schon darum nicht entziehen, weil der Herzog seine neue Universität mit eifersüchtiger Liebe pflegte, und darauf besonders sah, daß diejenigen, welche er erziehen lassen, vor den Augen der Welt sich als der Anstalt vollkommen würdig zeigen sollten. Auch war Schiller, was seine Studien betraf, einer der hervorstechendsten Zöglinge in der Akademie, weßwegen er nicht nur von seinem Fürsten, sondern auch von seinen Lehrern, wie schon oben erwähnt, verzüglich geliebt und geachtet wurde.

Ueberdieß würde es dem Herzog weit mehr als seinem Zögling unangenehm gewesen seyn, wenn der junge Arzt bloß darum, weil er den Doctorhut nicht genommen, von den Collegen seiner Kunst Schwierigkeiten oder weniger Achtung erfahren hätte.

Daß Schiller selbst gegen diese Ehre im höchsten Grad gleichgültig war, äußerte er oft und stark genug gegen seine Freunde, und wer daran noch zweifeln könnte,

findet seine unverhohlene Aeußerung hierüber in dem Brief an Baron Dalberg vom 1sten April 1782 S. 32, wo er sagt:

„Meine gegenwärtige Lage nöthigt mich den Gradum eines Doctors der Medicin in der hiesigen Carlsschule anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben, und in das Gebiet meiner Handwerks-Wissenschaft noch einmal zurückstreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trockenen, terminologischen Kunst machen müssen; allein, was seyn muß zieht nicht erst die Laune und Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden war; vielleicht finde ich dann im Schoß der schönen Kunst eine süße Indemnität für den facultistischen Schweiß."

(Sollte ein Arzt diese Aeußerungen verdammen wollen, so möge er sich erinnern, daß es in Schillers Gedicht „die Theilung der Erde" nur der Dichter ausschließend ist, zu welchem Jupiter sagt:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben.
So oft du kommst, er soll dir offen seyn.)

Mittlerweile wurden in Mannheim die Räuber sehr oft, mit demselben Zulauf, mit dem ersteren Beifall wie das erstemal gegeben, und es war nichts natürlicher, als daß der Ruf von der ungeheuren Wirkung dieses Stücks, so wie von der meisterhaften Darstellung desselben, auch nach Stuttgart gelangte, und dort in

den meisten Gesellschaften, besonders aber in den Umgebungen des Dichters, vielen Stoff zum Sprechen gab. Man darf sich daher auch nicht wundern, daß Schiller den öftern Wünschen und dringenden Bitten einiger Freundinnen und Freunde nachgab, eine kurze Reise des Herzogs zu benützen, und während dessen Abwesenheit, ohne Urlaub zu nehmen, mit ihnen nach Mannheim zu gehen, und daselbst im Wiedersehen seines Schauspiels seinen eigenen Genuß durch das Mitgefühl seiner Reisegefährten zu erhöhen. Schiller willigte nur zu gern ein, und schrieb nach Mannheim um die Aufführung der Räuber auf einen bestimmten Tag zu erbitten, was ihm auch von der Intendanz sehr leicht gewährt wurde. Aber bei der Anschauung dessen, was er mit seinen ersten, jugendlichen Kräften schon geleistet, war auch der Gedanke unabweislich, wie Vieles, wie Großes er noch würde leisten können, wenn diese Kräfte nicht eingeengt oder gefesselt wären, sondern freien, ungemessenen Spielraum erhalten könnten. Eine Idee, die durch seine enthusiastischen Begleiter um so mehr angefeuert und unterhalten wurde, je tiefer die Eindrücke waren, welche die erschütternden Scenen bei ihnen zurückgelassen hatten.

Bei seiner ersten heimlichen Reise hatte er nur die einzige Sorge, daß sie verschwiegen bleiben möchte. Auf die zweite nahm er schon, außer dieser Sorge, das beschränkende Verbot mit, seine dichterischen Arbeiten bekannt zu machen, nebst dem strengen Befehl sich das

Ausland als für ihn gar nicht vorhanden, denken zu müssen. Er kam daher auch äußerst mißmuthig und niedergeschlagen wieder nach Stuttgart zurück, eben so verstimmt durch die Betrachtungen über sein Verhältniß, als leidend durch die Krankheit, welche er mitbrachte. (Diese Krankheit, welche durch ganz Europa wanderte, bestand in einem außerordentlich heftigen Schnupfen und Katarrh, den man russische Grippe oder Influenza nannte, und der so schnell ansteckend war, daß der Verfasser dieses, als er Schillern einige Stunden nach dessen Ankunft umarmt hatte, nach wenigen Minuten schon, von Fieberschauern befallen wurde, die so stark waren, daß er sogleich nach Hause eilen mußte.)

Schiller äußerte sich gegen einen seiner jüngern Freunde, dem er völlig vertrauen durfte, ganz unverhohlen, mit welchem Widerwillen er sich Stuttgart genähert habe — wie ihm hier nun alles doppelt lästig und peinlich seyn müsse, indem er in Mannheim eine so glänzende Aufnahme erfahren, wo hingegen er hier kaum beachtet werde und nur unter Druck und Verboten leben könne — daß ihm nicht nur von seinen Bewunderern, sondern von Baron Dalberg selbst die Hoffnung gemacht worden, ihn ganz nach Mannheim ziehen zu wollen, und er nicht zweifle, es werde alles Mögliche angewendet werden, um ihn von seinen Fesseln zu befreien. Sollte dieses nicht gelingen, so werde er nothgedrungen, wolle er anders hier nicht zu Grunde gehen, einen verzweifelten

Schritt thun müssen. Er nahm sich vor, so wie er nur den Kopf wieder beisammen habe, sogleich nach Mannheim zu schreiben, damit unverweilt alles geschehe, was seine Erlösung bewirken könne. Es ist ein Glück für den Verfasser, daß Baron Dalberg alle Briefe von Schiller an ihn so sorgfältig aufgehoben, und daß sie durch den Druck bekannt geworden sind, indem sonst manches, was jetzt und in der Folge vorkommt, als Anschuldigung oder bloße Meinung erklärt, und unser Dichter weit weniger gerechtfertiget werden könnte, als es nun durch diese Beweise möglich ist. Der folgende Brief S. 59 ist der erste Beleg hierzu.

Stuttgart, den 5 Junius 1782.

„Ich habe das Vergnügen, das ich zu Mannheim in vollen Zügen genoß, seit meiner Hierherkunft durch die epidemische Krankheit gebüßt, welche mich zu meinem unaussprechlichen Verdruß bis heute gänzlich unfähig gemacht hat E. E. für so viele Achtung und Höflichkeit meine wärmste Danksagung zu bezeigen. Und noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens, die mich durch einen höchst widrigen Contrast meines Vaterlandes mit Mannheim schon so weit verleidet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald niemand seyn, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Selbstgefühl genug für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur — eine Aussicht.

„Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? Ich weiß, wie schnell sich ihr edelmüthiges Herz entzündet, wenn Mitleid und Menschenliebe es auffordern; ich weiß wie stark Ihr Muth ist, eine schöne That zu unternehmen, und wie warm Ihr Eifer, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim, von denen sie angebetet werden, haben es mir mit Enthusiasmus vorher gesagt; aber es war diese Versicherung nicht nöthig; ich habe selbst, da ich das Glück hatte, eine Ihrer Stunden für mich zu nutzen, in Ihrem offenen Anblick weit mehr gelesen. Dieses macht mich nun auch so dreist mich Ihnen ganz zu geben, mein ganzes Schicksal in Ihre Hände zu liefern, und von ihnen das Glück meines Lebens zu erwarten. Noch bin ich wenig oder nichts. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden.

„Brauche ich mehr zu sagen, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten? —

„E. Exc. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck, der Ihren Versprech versiegelte, ewig fühlen; wenn Eure Excellenz diese drei Ideen goutiren, und in einem Schreiben an den Herzog Gebrauch davon machen, so stehe ich ziemlich für den Erfolg.

„Und nun wiederhole ich mit brennendem Herzen die Bitte, die Seele dieses ganzen Briefs. Könnten

E. E. in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden — ja ich weiß gewiß — Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann.

„Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und wünsche nichts Anderes, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles, was ich bin, für Sie aufzuopfern wünsche.

E. E.

unterthäniger Schiller."

Beilage.

„Sie schienen weniger Schwierigkeit in der Art mich zu employiren, als in dem Mittel, mich von hier weg zu bekommen, zu finden. Jenes steht ohnehin ganz bei Ihnen, allein zu diesem könnten Ihnen vielleicht folgende Ideen dienen.

1) Da im Ganzen genommen das Fach der Medicinen bei uns so sehr übersetzt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen andern gemacht wird; so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der sich nicht trotzen lassen will, mit guter Art den Schein gibt, als geschehe es ganz durch seine willkürliche Gewalt, als wäre

es sein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden E. E. ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den Sie ihm wegen mir schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vocation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptcompliment gemacht würde, als würden ihre Producte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der Passe par tout beim Herzog.

2) Wünsche ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim National-Theater zu Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsetzen (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung (wenn ich das Wort brauchen darf) gleich, und fällt auch so hart nicht auf. Wenn ich nur einmal hinweg bin, man wird froh seyn, wenn ich selbst nicht mehr anmahne.

3) Würde es höchst nothwendig seyn, zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollten, zu Mannheim zu prakticiren, und meine medicinischen Uebungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwand für mein Wohl zu sorgen, cujonire und weniger fortlasse."

Alles, was auch ein Augen- oder Ohrenzeuge er-

zählen könnte, wäre nicht im Stande, die traurigen Empfindungen des armen Jünglings über seine beklemmende Lage stärker und wahrer zu schildern, als er es selbst in diesem Briefe gethan.

Daß er die Bitte nicht aufs Gerathewohl, sondern durch Aufmunterung von Leuten gethan, die ihre Gewährung für sehr leicht und unfehlbar hielten, erhellt aus der Stelle: „ich weiß, wie stark Ihr Muth ist, eine schöne That zu unternehmen, und wie warm ihr Eifer ist, sie zu vollenden. Meine neuen Freunde in Mannheim haben es mir mit Enthusiasmus vorhergesagt ꝛc. ꝛc." und die folgende „E. Exc. haben mir alle Hoffnung dazu gemacht, und ich werde den Händedruck, der Ihren Verspruch besiegelte, ewig fühlen ꝛc." beweist auf das deutlichste, daß Baron Dalberg selbst ihm das Wort gab, sich für ihn bei seinem Fürsten zu verwenden.

Die drei Vorschläge, welche in der Beilage enthalten sind, waren ganz auf die genaue Kenntniß vom Charakter des Herzogs berechnet, indem er einen sehr verzeihlichen Stolz darein setzte, daß durch seine Fürsorge und Leitung schon so viele talentvolle Jünglinge aus seiner Akademie hervorgegangen, und er auch ein sehr großer Liebhaber des Theaters, so wie einer der feinsten Kenner seiner Zeit war, der es schon darum nicht ungern sehen konnte, wenn sich unter seinen Zöglingen gute Dichter fanden, weil alle Jahre am Geburtsfeste der Gräfin von Hohenheim (später Gemahlin des Herzogs) Gelegenheitsstücke mit großer

Feierlichkeit und dem größten Aufwande gegeben wurden, bei welchen sowohl das Gedicht als auch die Musik von Eleven verfaßt waren.

Der dritte Punkt beweis't weit mehr für die wahrhaft väterliche Sorge, welche der Herzog für das Wohl derer hatte, die er erziehen ließ, als alles, was man dafür anführen könnte, und es läßt sich nicht im geringsten zweifeln, daß wenn Baron Dalberg unter den ihm angezeigten Bedingungen versucht hätte, den jungen Dichter von Stuttgart nach Mannheim zu ziehen, sein Fürst ohne Anstand — gewiß aber mit der Anempfehlung, für Schiller alle Sorge zu tragen — das Gesuch bewilligt haben würde.

Schiller nährte anfangs die besten Hoffnungen, daß er nun bald aus seiner verdrießlichen Lage befreit seyn würde. Als aber nach Verlauf mehrerer Wochen nichts geschah, war es ihm um so schmerzlicher, seine dringende, flehende Bitte umsonst gethan zu haben und sich ohne alle äußere Hülfe zu sehen. Allein er ließ dessen ungeachtet den Muth nicht sinken, sondern arbeitete nur um so eifriger an seinem Fiesco, was allein im Stande war, ihn wenigstens zeitweise seinen Zustand vergessen zu machen. Aber die Freundinnen des Dichters hatten nicht vergessen, daß sie in seiner Gesellschaft zu Mannheim die Räuber hatten aufführen sehen, und konnten dem Drange nicht widerstehen, die Wirkung dieses Trauerspiels, so wie das Verdienst der dortigen Schauspieler, auch andern nach Würden zu schildern. Unter dem Siegel des

Geheimnisses erfuhr es die halbe Stadt, erfuhr es auch der General Augé und endlich — der Herzog selbst. Dieser wurde im höchsten Grad über die Vermessenheit seines ehemaligen Lieblings aufgebracht, daß er sich, ohne Urlaub zu nehmen, mehrere Tage entfernt, und seinen Lazarethdienst vernachlässiget habe. Er ließ ihn vor sich kommen, gab ihm die strengsten Verweise darüber, daß er sich dem ausdrücklichen Verbote zuwider aufs neue mit dem Auslande eingelassen, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben, und dort vierzehn Tage im Arrest zu bleiben.

Obwohl die verhängte Strafe für die Uebertretung des herzogl. Befehls ganz der militärischen Ordnung gemäß und nichts weniger als zu streng war, so wurde Schiller davon dennoch in seinem Innersten verwundet, und zwar nicht darum, weil ihm solche zu hart schien, sondern weil er jetzt überzeugt seyn mußte, daß jede Aussicht in eine bessere Zukunft für ihn verloren, und er nun eigentlich nichts Anderes als ein Gefangener sey, der seine vorgeschriebene Arbeit verrichten müsse.

In der That konnte sein Verhältniß von seinen Freunden nicht anders, als im höchsten Grade traurig und verzweifelt beurtheilt werden, weil an eine Milderung oder Zurücknahme der Befehle des Herzogs um so weniger zu denken war, je mehr man ihn als Selbstherrscher kannte und je seltener die Fälle waren,

wo er von seinem ausgesprochenen Willen hätte abgelenkt werden können. Was man auch rathen oder erfinden mochte war unbrauchbar, unthunlich, weil der fürstliche Machtspruch allem ein unübersteigliches Hinderniß entgegensetzte.

Wäre es aber auch Schillern möglich gewesen, seinen außerordentlichen Hang zur Dichtung zu bekämpfen, und sich ganz der Arzneikunde zu widmen, so hätte es mehrere Jahre bedurft, um sich einen Ruf zu erwerben, der ihn von dem Gemeinen, Alltäglichen unterschieden hätte. Auch fühlte er es so sehr, wie unnütz die ernstlichsten Vorsätze, sein angebornes Talent zu unterdrücken, seyn würden, daß er lieber alle Entbehrungen, alle Strafen sich hätte gefallen lassen, wenn ihm nur die Erlaubniß geblieben wäre, den Reichthum seines Geistes in der Welt auszubreiten, und sich denjenigen anzureihen, deren Name von der Mit- und Nachwelt nur in Bewunderung und Verehrung genannt wird.

So wenig Vortheil Gold, Perlen und Diamanten in einer menschenleeren Wüste bringen, so wenig konnte ihm die köstlichste Gabe des Himmels nützen, wenn er sie nicht gebrauchen durfte, wenn er bei ihrer Anwendung Strafe befürchten mußte. Ja, diese Göttergabe konnte ihm nur zur Qual, zur wirklichen Marter werden, weil alles was er dachte, was er empfand, nur darauf Bezug hatte, und es ihm die schmerzlichste Ueberwindung gekostet haben würde, Ideen dieser Art abzuwehren.

Der Weihrauch, den man in öffentlichen Blättern ihm über sein erstes Schauspiel, über seine ersten Gedichte gestreut, die schmeichelhaften Zuschriften eines Wielands und Anderer, die Lobeserhebungen derjenigen, von deren gesundem Urtheil er überzeugt war, besonders aber sein eigenes Bewußtseyn, hatten ihn seinen Werth schätzen gelehrt, und er hätte lieber sein Leben verloren als dasjenige, was sein eigentliches ganzes Wesen ausmachte, brach liegen zu lassen, oder den Lorbeerkranz des Dichters den Beschäftigungen des Arztes aufzuopfern.

Am empfindlichsten hielt er sich aber dadurch gekränkt, daß ihm durch dieses Machtgebot das Recht des allergeringstens Unterthans — von seinen Naturgaben freien Gebrauch machen zu können, wenn er sie nicht zum Nachtheil des Staates oder der Gesetze desselben anwende — jetzt gänzlich benommen war, ohne daß ihm bewiesen worden wäre, dieses Recht aus Mißbrauch verwirkt zu haben.

Die Uebertretung der Militär-Disciplin hatte er durch strengen Verhaft gebüßt; was über diesen noch gegen ihn verhängt worden, hielt er für eine zu harte Strafe.

Auf der Stelle würde er seinen Abschied gefordert haben, wenn nicht sein Vater in herzoglichen Diensten gestanden, er selbst auf Kosten des Fürsten in der Akademie nicht nur erzogen, sondern auch mit vorzüglicher Güte und Auszeichnung behandelt worden wäre, so daß voraus zu schließen war, es würde statt einer Ent-

lassung nur der Vorwurf der größten Undankbarkeit und eine noch zwangvollere Aufsicht erfolgen. Um jedoch nichts unversucht zu lassen, was seine Entfernung von Stuttgart auf dem der Ordnung gemäßen Wege bewirken könnte, schrieb er noch einmal an Baron Dalberg, und bat ihn aufs neue um seine Verwendung bei dem Herzog. Er sagt in seinem Brief: „Dieses Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen seyn einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde in Mannheim zu bleiben.

Schiller glaubte nicht mit Unrecht, daß Baron Dalberg um so leichter für ihn einschreiten könnte, als der pfälzische und würtembergische Hof im besten Vernehmen standen, auch der Herzog schon einigemal den *italienischen Hofpoeten von Mannheim hatte kommen* lassen, um bei Aufführung der für das Stuttgarter Hoftheater von ihm gedichteten Opern gegenwärtig zu seyn. Eben so konnte man auch vermuthen, daß das Verbot, welches Schillern wegen der Verbindung mit dem Ausland betraf, großen Theils daher kam, weil bei Aufführung der Räuber das deutsche Theater in Stuttgart übergangen, und dieses Stück ohne Vorwissen, ohne Anfrage bei dem Fürsten, auf der Mannheimer Bühne zuerst gegeben worden war.

Aus diesem, so wie aus den angegebenen Gründen

konnte der bedrängte Dichter um so zuverlässiger einen günstigen Erfolg seiner Bitten erwarten, indem der Rang den Baron Dalberg als Geheimerrath, Ober-Silberkämmerling, Vice-Kammerpräsident und Theater-Intendant Sr. kurfürstlichen Durchlaucht zu Pfalzbayern bekleidete, dem Herzog Rücksichten auferlegt hätte, die bei jedem andern, der sich in Stuttgart für diese Sache hätte verwenden wollen, nicht stattfinden konnten.

Noch einige Zeit gab sich Schiller den besten Hoffnungen hin, indem er glaubte, daß Baron Dalberg um so gewisser das gegebene Versprechen erfüllen würde, je deutlicher ihm zu verstehen gegeben worden, daß das Aeußerste werde geschehen müssen, wenn keine Vermittlung eintrete. Als aber nach Verfluß von vierzehn Tagen nichts für ihn geschah, und er nun überzeugt war, daß von daher, wo die Hülfe am leichtesten, der gute Erfolg am gewissesten schien, kein Beistand zu erwarten sey, verwandelte sich sein sonst so heiterer Sinn in finstere, trübe Laune; was ihn sonst auf das lebhafteste aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig; selbst seine Jugendfreunde, die sonst immer auf den herzlichsten Willkomm rechnen durften, wurden ihm, mit Ausnahme sehr weniger, beinahe zuwider.

Sein Fiesco konnte bei dieser Stimmung nur sehr langsam weiter rücken. Auch war es leicht vorauszusehen, daß, wenn dieser Zustand noch lange, oder gar für immer hätte dauern sollen, er nicht nur für jede

Geiſtesbeſchäftigung verloren ſeyn, ſondern auch ſeine Geſundheit, die ohnedieß nicht ſehr feſt war, ganz zu Grunde gehen würde. Er ſelbſt hielt ſich für den unglücklichſten aller Menſchen, und glaubte ſeiner Selbſterhaltung ſchuldig zu ſeyn, etwas zu wagen, was ſeinen Zuſtand in Stuttgart auf eine vortheilhafte Art verändern, oder aber ſein Schickſal ganz durchreißen und ihm eine andere, beſſere Geſtalt geben müſſe. Da er es nicht wagen durfte, ſeinem Landesherrn Vorſtellungen gegen den erlaſſenen Befehl zu machen, ohne neue Verweiſe oder gar Strafen befürchten zu müſſen, ſo hielt er für das Beſte, noch einmal heimlich nach Mannheim zu reiſen, von dort aus an den Herzog zu ſchreiben, ihm darzulegen, daß durch das ergangene Verbot ſeine ganze Exiſtenz zernichtet ſey, und ihn um die Bewilligung einiger Punkte unterthänigſt zu bitten, die er für ſein beſſeres Fortkommen unerläßlich glaubte. Wurden ihm dieſe Bitten nicht gewährt, ſo konnte er auch nicht mehr nach Stuttgart zurückkehren, und er hegte die Hoffnung, daß er dann um ſo leichter in Mannheim als Theaterdichter angeſtellt werden könnte, je zuverſichtlicher ihm dort von Vielen verſichert worden, daß ein ſolcher Dichter wie er, ihre Bühne auf die höchſte Stufe des Ruhmes heben würde.

Um dieſen Plan nicht lächerlich oder ganz widerſinnig zu finden, iſt es nöthig auf das ganz beſondere Verhältniß aufmerkſam zu machen, in welchem Schiller zu ſeinem Fürſten ſtand.

Der Vater von Schiller, dem als Gouverneur der

Solitude alles, was die vielfachen Bauten, Gartenanlagen und Baumzucht betraf, untergeben war, führte dieß so sehr zur Zufriedenheit des Herzogs aus, und wußte dessen Willen, noch ehe er ausgesprochen war, so Genüge zu leisten, daß er seine ganze Zufriedenheit, so wie wegen der Rechtlichkeit und Strenge, mit welchen er seinen Dienst ausübte, auch seine Hochachtung erwarb. Es war zum Theil eine Folge dieser Achtung, daß der Sohn in der Akademie mit besonderer Sorgfalt und Güte behandelt wurde; zum Theil waren es aber auch die überraschenden Antworten und Bemerkungen, welche der junge Zögling im Gespräch mit seinem erhabenen Erzieher aussprach, die ihm eine besondere Auszeichnung und Zuneigung erwarben. Es war diesem geistvollen Fürsten, der Scharfsinn und das Talent, was er im hohen Grad selbst besaß, auch an andern vorzüglich schätzte, weit weniger darum zu thun, an seiner Akademie eine militärische Prunkanstalt zu haben, als bei den jungen Leuten alles das heraus zu bilden, was ihre Anlagen zu entwickeln vermochten. Er ließ sich daher mit ihnen in Einzelnheiten ein, die einem gewöhnlichen Erzieher zu kleinlich oder überflüssig scheinen würden, und erwarb sich dadurch, weit mehr als durch sein Ehrfurcht gebietendes Ansehen, ein solches Zutrauen, daß die Zöglinge weit lieber mit ihm sprachen oder ihm — dem Herzog — ihre Fehler bekannten, als den vorgesetzten Officieren.

Als die Anstalt noch auf der Solitude sich befand, verging nie ein Tag, an welchem er nicht die Lehr-

stunden besuchte, um sich von dem Fleiße der Lehrer und den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Und als die Akademie nach Stuttgart verlegt wurde, waren es nur die alljährlichen Reisen, die ihn auf Wochen oder Tage von derselben entfernt halten konnten. Auch das freundliche Benehmen der Gräfin von Hohenheim, welche sich an der Unbefangenheit der jüngsten Zöglinge ergötzte, und sie mit kleinen Geschenken betheilte, trug nicht wenig dazu bei, das streng scheinende Verhältniß zu mildern. Wie oft wurden Strafen bloß darum in ihrer Gegenwart ausgesprochen, um durch bittende Blicke oder Worte dieser wohlwollenden, nichts als Güte und Theilnahme athmenden Frau, entweder ganz erlassen, oder doch gemindert werden zu können.

Unter den Augen des Fürsten von Kindern zu Knaben, von Knaben zu Jünglingen herangewachsen, von seinen durchdringenden Augen oft getadelt, oder mit Beifall belohnt, konnten sich die jungen Leute, nachdem sie der akademischen Aufsicht entlassen waren, ihr Dienstverhältniß unmöglich so scharf denken, als andere, die mit der Person des Herzogs gar nicht, oder nur als ihrem Souverain, bekannt waren.

Diese Verhältnisse allein können es begreiflich machen, wie Schiller auf die so oft bezeigte Gnade und Zufriedenheit seines Fürsten so fest sich verlassen konnte, daß er zu dem Glauben verleitet ward, der Herzog werde ihm seine Bitten bewilligen, wenn er ihn an seine frühere Huld erinnere, und unwiderleglich darthue, daß

er durch die gegen ihn erlassenen Verbote zur Verzweiflung gebracht sey.

Nachdem diese Meinung ihn so beherrschte, daß sie sich in einen unwiderruflichen Entschluß umwandelte, entstand nur noch die Frage, auf welche Art, und in welcher Zeit die heimliche Reise am besten auszuführen seyn würde; denn die harten Verweise des Herzogs, der darauf folgende strenge Arrest hatten ihn so eingeschüchtert, daß er sich in allen seinen Handlungen beobachtet halten konnte, und die schärfste Ahndung befürchten mußte, wenn er irgend einen Verdacht gegen sich erregte. So wenig er seinen Vorsatz allein ausführen konnte, so wenig konnte er sich seinen Schulfreunden anvertrauen, weil es eben so unnütz als gefährlich gewesen wäre, sie um Beistand anzusprechen, indem keiner von ihnen — was die Hauptsache, die Anstalten zur heimlichen Reise, betraf — die geringste Hülfe leisten, oder auf sonst eine Art seine Plane befördern konnte.

In diesem Zustande konnte er sein Herz mit voller Sicherheit nur einem einzigen Freund eröffnen, der zwar nicht mit ihm in der Akademie erzogen worden, und auch zwei Jahre weniger als er zählte; durch dessen Bekanntschaft er aber seit achtzehn Monaten die Ueberzeugung erlangt hatte, daß er hier auf eine Hingebung und Aufopferung bauen könne, die an Schwärmerei gränzten, und die nur von den wenigen Edlen erzeugt wird, deren Gemüth und Geist eben so

viele Liebe und Freundschaft als Verehrung und Hochachtung verdienen.

Der Leser möge erlauben, daß von diesem jungen Freunde, den wir mit S. bezeichnen wollen, so wie von der Art, wie er zu dem genauen Umgang mit dem herrlichen Jüngling gelangte, so viel erwähnt werde, als des Folgenden wegen unumgänglich nöthig ist.

Es war im Jahr 1780 in einer der öffentlichen Prüfungen, die — wie Eingangs erwähnt worden — alljährlich in der Akademie in Gegenwart des Herzogs daselbst gehalten wurden, und welche S. als ein angehender Tonkünstler um so eifriger besuchte, da meistens über den andern Tag eine vollstimmige, von den Zöglingen aufgeführte Musik die Prüfung beschloß, als er Schillern das erstemal sah. Dieser war bei einer medicinischen in lateinischer Sprache gehaltenen Disputation gegen einen Professor Opponent, und obwohl S. dessen Namen so wenig als seine übrigen Eigenschaften kannte, so machten doch die röthlichten Haare — die gegen einander sich neigenden Knie, das schnelle Blinzeln der Augen, wenn er lebhaft opponirte, das öftere Lächeln während dem Sprechen, besonders aber die schön geformte Nase, und der tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. S. hatte den Jüngling unverwandt ins Auge gefaßt. Das ganze Seyn und Wesen desselben zogen ihn dergestalt an, und prägten den ganze

Auftritt ihm so tief ein, daß, wenn er Zeichner wäre, er noch heute — nach achtundvierzig Jahren — diese ganze Scene auf das lebendigste darstellen könnte.

Als S. nach der Prüfung den Zöglingen in den Speisesaal folgte, um Zuschauer ihrer Abendtafel zu seyn, war es wieder derselbe Jüngling, mit welchem der Herzog auf das gnädigste sich unterhielt, den Arm auf dessen Stuhl lehnte, und in dieser Stellung sehr lange mit ihm sprach. Schiller behielt gegen seinen Fürsten dasselbe Lächeln, dasselbe Augenblinzeln, wie gegen den Professor, dem er vor einer Stunde opponirte.

Als im Frühjahr 1781 die Räuber im Druck erschienen waren, und besonders auf die junge Welt einen ungewöhnlichen Eindruck machten, ersuchte S. einen musikalischen, in der Akademie erzogenen Freund, ihn mit dem Verfasser bekannt zu machen. Sein Wunsch wurde gewährt, und S. hatte die Ueberraschung in dem Dichter dieses Schauspiels denselben Jüngling zu erkennen, dessen erstes Erscheinen einen so tiefen Eindruck bei ihm zurückgelassen hatte.

Wie jeder Leser eines Buches sich von dem Autor desselben ein Bild seiner Person, Haltung, Stimme, seiner Sprache vormalt, so konnte es wohl nicht anders seyn, als daß man sich in dem Verfasser der Räuber einen heftigen jungen Mann dachte, dessen Aeußeres zwar schon den tief empfindenden Dichter ankündige, bei welchem aber die Fülle der Gedanken, das Feuer seiner Ausdrücke, so wie seine Ansichten der Weltver-

hältniſſe alle Augenblicke in Ungebundenheit ausſchweifen müſſe.

Aber wie angenehm wurde dieſe vorgefaßte Meinung zerſtreut! —

Das ſeelenvollſte, anſpruchloſeſte Geſicht lächelte dem Kommenden freundlich entgegen. Die ſchmeichelhafte Anrede wurde nur ablehnend, mit der einnehmendſten Beſcheidenheit erwiedert. Im Geſpräche nicht ein Wort, welches das zarteſte Gefühl hätte beleidigen können.

Die Anſichten über alles, beſonders aber Muſik und Dichtkunſt betreffend, ganz neu, ungewöhnlich, überzeugend, und doch im höchſten Grade natürlich.

Die Aeuſerungen über die Werke Anderer ſehr treffend, aber dennoch voll Schonung, und nie ohne Beweiſe.

Den Jahren nach Jüngling, dem Geiſte nach reifer Mann, mußte man ſeinem Maßſtabe beſtimmen, den er an alles legte, und vor dem Vieles, was bisher ſo groß ſchien, ins Kleine zuſammenſchrumpfte und Manches, was als gewöhnlich beurtheilt war, nun bedeutend wurde.

Das anfängliche blaſſe Ausſehen, das im Verfolg des Geſpräches in hohe Röthe überging — die feurigen Augen — die kunſtlos zurückgelegten Haare, der blendend weiße, entblößte Hals, gaben dem Dichter eine Bedeutung, die eben ſo vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Geſellſchaft abſtach, als ſeine Ausſprüche über ihre Reden erhaben waren.

Eine besondere Kunst lag jedoch in der Art, wie er die verschiedenen Materien an einander zu knüpfen, sie so zu reihen wußte, daß eine aus der andern sich zu entwickeln schien, und trug wohl am meisten dazu bei, daß man den Zeiger der Uhr der Eile beschuldigte, und die Möglichkeit des schnellen Verlaufes der Zeit nicht begreifen konnte.

Diese so äußerst reizende und anziehende Persönlichkeit, die nirgends etwas Scharfes oder Abstoßendes blicken ließ — Gespräche, welche den Zuhörer zu dem Dichter emporhoben, die jede Empfindung veredelten, jeden Gedanken verschönerten — Gesinnungen, die nichts als die reinste Güte ohne alle Schwäche verriethen — mußten von einem jungen Künstler, der mit einer lebhaften Empfänglichkeit begabt war, die ganze Seele gewinnen, und der Bewunderung, die er schon früher für den Dichter hatte, noch die wärmste Anhänglichkeit für den Menschen beigesellen.

Auch Schiller schien mit seinem neuen Bekannten nicht unzufrieden; denn freiwillig lud er ihn ein, so oft zu ihm zu kommen, als er nur immer wolle. Diese Einladung wurde von S. so emsig benützt, daß während eines Jahres selten ein Tag verging, an dem er Schillern nicht gesehen oder auf kurze Zeit gesprochen hätte. Ein Vertrauen setzte sich zwischen beiden fest, das keinen Rückhalt kannte, und von dem die natürliche Folge war, daß die Verhältnisse Schillers, so wie seine wahrhaft unglückliche Lage, der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche wurden. Auch schien

beiden der Plan, dem Herzog auf neutralem Boden zu schreiben, um so weniger des Tadels würdig, als Schiller durchaus nichts begangen, was ihm den Vorwurf eines schlechten Dieners seines Fürsten hätte zuziehen können, und er die zwei unerlaubten Ausflüge durch den ausgestandenen Arrest schon genug gebüßt zu haben glaubte. Außer S. machte Schiller auch seine älteste Schwester mit seinem Vorsatze bekannt, und anstatt, wie er befürchtete, von ihr Abmahnungen zu hören, glaubte sie, daß, weil ihm das gegebene Versprechen nicht erfüllt worden, jeder Schritt entschuldigt werden könne, den er, um sich von gänzlichem Verderben zu retten, unternehmen werde.

Ein Gefährte, mit dem die heimliche Reise zu unternehmen wäre, und der die nöthigen Anstalten dazu erleichtern könne, war schon in seinem Freunde S. vorhanden, der im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten wollte, um daselbst bei dem berühmten Bach die Musik zu studiren, wozu ihm dort wohnende Anverwandte die beste Unterstützung versprochen hatten, und der es nun bei seiner Mutter dahin zu bringen wußte, diese Reise jetzt schon machen zu dürfen.

Dem Vater Schillers mußte die ganze Sache ein tiefes Geheimniß bleiben, damit er, im schlimmsten Fall, als Officier sein Ehrenwort geben könne, von dem Vorhaben des Sohnes nichts gewußt zu haben. Was aber am meisten zur Beruhigung der Theilnehmenden beitrug, war der schöne Grundsatz des Her-

zogs, die Kinder nie wegen der Fehler der Eltern, oder die Eltern wegen Vergehen der Kinder, etwas entgelten zu lassen. Man hatte schon zu viele Beweise von dieser wahrhaft fürstlichen Großmuth, als daß man in dem gegenwärtigen Falle nicht auch darauf hätte rechnen können. Nachdem alles zur Sache Gehörige zwischen beiden Freunden mit der Selbsttäuschung, die dem Jünglingsalter so ganz natürlich ist, überlegt war, als für mögliche, künftige Hindernisse, ihre Einbildungskraft sogleich Mittel wußte, um sie zu überwinden oder zu beseitigen, blieb der Entschluß Schillers unwiderruflich fest, indem er nur durch die Ausführung desselben hoffen konnte, seine Umstände in allen Theilen zu verbessern, und eine Selbstständigkeit zu erlangen, die er bis jetzt nur dem Namen nach kannte. Nun aber mußte er sich mit Anspannung aller Kräfte der Dichtung seines Fiesco widmen, indem die Reise nicht eher ausgeführt werden konnte, als bis dieser vollendet war, und er bisher — da er in seinem Innern zu keiner Ruhe gelangen konnte — außer dem Plan kaum die Hälfte von dem Stücke niedergeschrieben hatte. Die Gewißheit, was er thun wolle und, damit er dem Labyrinth entkomme, thun müsse, belebte seinen Muth wieder; seine gewöhnliche Heiterkeit kehrte zurück, und er gewann es über sich, alle Sorgen, alle Gedanken, die nicht seiner neuen Arbeit gewidmet waren, zu unterdrücken, indem er bloß für die Zukunft lebte, die Gegenwart aber

nur in ſo fern beachtete, als er ihr nicht ausweichen durfte.

Welch ein Vergnügen war es während dieſer Beſchäftigung für ihn, ſeinem jungen Freund einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorleſen und ſich über Abänderungen oder die weitere Ausführung beſprechen zu können! Wie erheiterten ſich ſeine von Schlafloſigkeit erhitzten Augen, wenn er herzählte, um wie viel er ſchon weiter gerückt ſey, und wie er hoffen dürfe, ſein Trauerſpiel weit früher, als er anfangs dachte, beendigt zu haben. Je geräuſchvoller die Außenwelt war, um ſo mehr zog er ſich in ſein Inneres zurück, indem er an allem dem, was damals, der Seltenheit wegen, jedermann beſchäftigte, nicht den geringſten Antheil nahm. Denn ſchon zu Anfang des Monats Auguſt wurden nicht nur in Stuttgart, Hohenheim, Ludwigsburg, auf der Solitude ꝛc., ſondern auch in der ganzen Umgegend die größten Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfang des Großfürſten von Rußland (nachmaligen Kaiſers Paul) und ſeiner Gemahlin gemacht. Die Einwohner Würtembergs waren ſtolz darauf, in der künftigen Kaiſerin aller Reuſſen eine Nichte ihres Herzogs bewillkommnen zu können, die ſie um ſo mehr liebten, als ihre Erſcheinung Erinnerungen an ihre erhabenen Eltern hervorrief, die jedem würtembergiſchen Herzen um ſo tiefer eingegraben blieben, als ſie ſolche aus Scheu vor ihrem Regenten nicht zu zeigen wagen durften, und auch bei der

verehrten Tochter die Gerüchte es zweifelhaft ließen, ob ihrer Güte des Herzens, die Eigenschaften ihres Geistes oder ihre einnehmende Schönheit den Vorzug verdiene.

In der ersten Hälfte des Septembers trafen die hohen Reisenden zu Stuttgart ein, denen schon einige Tage früher die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge Fremder vorausgeeilt waren, um den Festlichkeiten, welche für die allerhöchsten Gäste bereitet wurden, beizuwohnen und die Prachtliebe des Herzogs, wie nicht minder den Geschmack, mit dem er alles anzuordnen wußte, bewundern zu können. Die mit den schönsten, seltensten Pferden angefüllten Marställe, so wie die dazu gehörigen Equipagen, boten Gelegenheit zu Auffahrten, die man damals wohl schwerlich irgendwo anders mit so großem Aufwand und so vielem Glanze sehen konnte. Aber wirklich ungeheuer groß waren die Anstalten, vermöge welcher man aus den vielen Jagdrevieren des Landes eine Anzahl von beinahe sechstausend Hirschen in einen nahe bei der Solitude liegenden Wald zusammengetrieben hatte, die von einer Menge Bauern am Durchbrechen verhindert wurden, und zu welchem Zweck auch in der Nacht der ganze Umkreis des Waldes durch eine enge Kette von Wachtfeuern erleuchtet war. Nicht leicht konnte dem Großfürsten in einem andern Staat eine solche Anzahl von Wild beisammen gezeigt werden, und um das Vergnügen der Jagd zu erhöhen, waren die edlen Thiere bestimmt, eine

ſteile Anhöhe hinaufgejagt und gezwungen zu werden, ſich in einen See zu ſtürzen, in welchem ſie, aus einem eigens dazu erbauten Luſthauſe, nach Bequemlichkeit erlegt werden konnten.

In dem Gewirr und der Unruhe, welche ſolche Vorkehrungen bei den Städtern immer hervorbringen, blieb unſer Dichter ganz auf ſich eingeſchränkt, und hatte zu Anfang des Septembers ſein Trauerſpiel ſo weit gebracht, daß er es beinahe für vollendet halten durfte, indem er die Auslaſſungen, die Abänderungen, welche etwa die Aufführung erheiſchen ſollte, auf eine ruhigere Zeit aufſparte, und um ſo eher in wenigen Tagen damit zu Ende zu kommen hoffte, als er ſchon während der Arbeit an das Nöthige hierüber gedacht.

Unter den angekommenen Fremden befand ſich auch Baron Dalberg, der einige Tage früher, als die Feſtlichkeiten ihren Anfang nahmen, eintraf, ſo wie die Gattin des Regiſſeurs Meier vom Mannheimer Theater, die aus Stuttgart gebürtig war. Schiller machte dem Baron Dalberg ſeinen Beſuch, ohne von ſeinem Vorhaben das Geringſte zu erwähnen. Ebenſo verſchloſſen blieb er gegen Madame Meier, die er öfter ſah. Die Urſachen dieſes Schweigens waren keine anderen, als weil der Vorſatz, etwas zu wagen, viel zu ſtark, und die Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg — wenn er ſeine Bitten in dieſem Tumult von Feſtivitäten und Vergnügen an ſeinen Fürſten gelangen laſſe — viel zu groß bei ihm geworden war, als daß er ſich der widerlichen Empfindung hätte ausſetzen

mögen, durch Zweifel beläſtiget, oder durch Beweiſe eines ungewiſſen Erfolges widerlegt zu werden.

Was den Freiherrn von Dalberg insbeſondere betraf, ſo vermuthete Schiller, daß, ſeiner dringenden Vorſtellungen ungeachtet, nur darum keine Verwendung für ihn geſchehen, weil er noch in herzoglichen Dienſten ſtehe. Käme aber das Schlimmſte, daß er dieſe Dienſte verlaſſen müßte, ſo wäre es ganz unmöglich, daß Baron Dalberg nach den vielen Verſicherungen der aufrichtigſten Theilnahme und der größten Bereitwilligkeit ſeine Wünſche zu gewähren, ihn ohne Hülfe und Unterſtützung laſſen würde. Im Gegentheil hegte er die gewiſſe Hoffnung, daß er dann als Theaterdichter in Mannheim angeſtellt, und ſomit ein Ziel erreichen würde, welches er als das glücklichſte und für ihn paſſendſte anerkannte.

Madame Meier, als aufrichtige, wahrheitsliebende Landsmännin hätte zwar die Aeußerungen der Schmeicheleі, der Güte, des Wohlwollens, womit Schiller bei ſeiner letzten Anweſenheit in Mannheim überſchüttet worden, ſehr leicht in den Dunſt und Nebel, aus dem ſie beſtanden, auflöſen können, aber ſie hätte dann die ſchönſten Träume, die ſehnlichſten Wünſche des jungen Mannes zerſtört, und ihn wieder an die Klippe zurückgeworfen, die ihn zu zerſchellen drohte. Das Beharren in dem jetzigen Zuſtande ließ allerdings den Regimentsdoctor, wie er vorher war, zernichtete aber den Dichter. Das Wagniß des Losreißens eröffnete Ausſichten, die, auch nur

zum Theil erfüllt, gegen den frühern Zwang gehalten, die Wonne eines Paradieſes erwarten ließen.

Aber die Zeit verfloß. Nur wenige Tage waren noch übrig, welche ſo geräuſchvoll und unruhig ſeyn konnten, daß man unbemerkt eine Reiſe hätte antreten können. Schiller ging mit ſeinem Freund und Mad. Meier auf die Solitude, um ſeine Eltern und Schweſtern noch einmal zu ſehen, beſonders aber von ſeiner Mutter, die jetzt von allem auf das genaueſte unterrichtet war, Abſchied zu nehmen und ſie zu beruhigen. Der in der lachendſten Gegend fortlaufende Weg dahin wurde zu Fuß gemacht, welches die Gelegenheit bieten ſollte, um von Mad. Meier unvermerkt alles erfahren zu können, was die innere Beſchaffenheit des Theaters oder die Hoffnungen des Dichters betraf. Da aber alles dahin Einſchlagende nur oberflächlich berührt wurde, auch ernſthaftere Fragen, aus Furcht errathen zu werden, nicht wohl geſtellt werden konnten, ſo blieb die Zukunft in derſelben Dämmerung wie bisher, und es war nichts übrig, als ſich auf das Glück zu verlaſſen.

Bei dem Eintritt in die Wohnung von Schillers Eltern befand ſich nur die Mutter und die älteſte Schweſter gegenwärtig. So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing, ſo war es ihr doch nicht möglich ſich ſo zu bemeiſtern, daß S. die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der ſie ihn anblickte, und oft zu reden verſuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicher Weiſe trat bald der Vater

Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz an sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte.

Es war mir auffallend, bei diesem kleinen, untersetzten Mann, außer einer sehr schönen, großen Stirne, wenig Aehnlichkeit mit seinem Sohne wahrnehmen zu können, und auch in der klaren, bestimmten, durchaus scharfverständigen Sprache den Schwung und die milde Wärme zu vermissen, womit sein Sohn als Dichter und Philosoph jeden Gegenstand des Gespräches zu beleben und zu erheben wußte.

Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den vorhabenden Schritt als eine Nothwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern, und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemüthsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit

all den Eigenſchaften begabt, die ſie ſo oft, ſo inbrünſtig von der Gottheit für ihn erfleht hatte! Und nun! — — — — — — — — — Wie ſchmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgeſprochen worden ſeyn mußte, erſah man an den Geſichtszügen des Sohnes, ſo wie an ſeinen feuchten, gerötheten Augen. Er ſuchte dieſe einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Uebel zuzuſchreiben, und konnte erſt auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerſtreuenden Geſpräche der Geſellſchaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Auf der Solitude erfuhr man, daß daſelbſt am 17 September die große Hirſchjagd, Schauſpiel und eine allgemeine, prächtige Beleuchtung ſtattfinden ſolle. Zu Hauſe angelangt, wurde zwiſchen Schiller und S. alles, was ihre Reiſe betraf, noch um ſo eifriger beſprochen, als keine Zeit mehr zu verlieren war, da die Feſtlichkeiten bald zu Ende ſeyn würden. Als man auch erfahren, welchen Tag Schillers Regiment die Wachen nicht zu beſetzen habe, er folglich unter den Stadttheren Soldaten treffen werde, denen er nicht ſo genau, wie ſeinen alten Grenadieren bekannt ſey, ſo wurde die Abreiſe auf den 17 September Abends um 9 Uhr feſtgeſetzt.

Die bürgerliche Kleidung, welche ſich Schiller hatte machen laſſen, ſeine Wäſche, die Werke von Haller, Shakſpeare ꝛc. ꝛc., noch einige andere Dichter, wurden nach und nach von S. weggebracht, ſo daß für die ſpätern Stunden nur wenig mehr zu thun übrig blieb. Am letzten Vormittag ſollte, nach der

Abrede, um 10 Uhr alles bereit seyn, was von Schiller noch wegzubringen war und S. fand sich mit der Minute ein. Allein er fand nicht das Mindeste hergerichtet. Denn nachdem Schiller um acht Uhr in der Frühe von seinem letzten Besuch in dem Lazareth zu Hause gekehrt war, fielen ihm bei dem Zusammensuchen seiner Bücher die Oden von Klopstock in die Hände, unter denen Eine ihn schon oft besonders angezogen, und aufs neue so aufregte, daß er sogleich — jetzt in einem so entscheidenden Augenblick — ein Gegenstück dichtete. Ungeachtet alles Drängens, alles Antreibens zur Eile, mußte S. dennoch zuerst die Ode und dann das Gegenstück anhören, welchem letzterem — gewiß weniger aus Vorliebe für seinen begeisterten Freund — der Schönheit, der Sprache und Bestimmtheit der Bilder wegen, S. einen entschiedenen Vorzug gab. Eine geraume Zeit verging, ehe der Dichter von seinem Gegenstand abgelenkt, wieder auf unsere Welt, auf den heutigen Tag zu der fliehenden Minute zurückgebracht werden konnte. Ja es erforderte öfteres Fragen, ob nichts vergessen sey, so wie mehrmaliges Erinnern, daß nichts zurückgelassen werde. Erst am Nachmittag aber konnte alles in Ordnung gebracht werden, und Abends 9 Uhr kam Schiller in die Wohnung von S. mit einem Paar alten Pistolen unter seinem Kleide.

Diejenige, welche noch einen ganzen Hahn, aber keinen Feuerstein hatte, wurde in den Koffer gelegt; die andere mit zerbrochenem Schloß in den Wagen

gethan. Daß aber beide nur mit frommen Wünschen für Sicherheit und glückliches Fortkommen geladen waren, versteht sich von selbst. Der Vorrath an Geld war bei den Reisenden nichts weniger als bedeutend; denn nach Anschaffung der nöthigen Kleidungsstücke und anderer Sachen, die für unentbehrlich gehalten wurden, blieben Schillern noch dreiundzwanzig und S. noch achtundzwanzig Gulden übrig, welche aber von der Hoffnung und dem jugendlichen Muth auf das zehnfache gesteigert wurden.

Hätte Schiller nur noch einige Wochen warten und nicht durchaus sich schon jetzt entfernen wollen, so würde S. die nöthige Summe bis Hamburg in Händen gehabt haben. Aber die Ungeduld des unterdrückten Jünglings, eine Entscheidung herbeizuführen, ließ sich schon darum nicht bezähmen, weil er fürchtete, eine so gute Gelegenheit zum unbemerkten Entkommen ungenützt vorbeigehen zu lassen, und dann weit mehr Schwierigkeit bei dem Herzog für die Gewährung seiner Bitten zu finden. Bis Mannheim, wie auch für einige Tage Aufenthalt daselbst, konnte das kleine Vermögen ausreichen, und was zum Weiterkommen fehlte, sollte S. nachgeschickt werden.

Nachdem der Wagen mit zwei Coffern und einem kleinen Clavier bepackt war, kam der schwere Kampf, den Schiller vor einigen Tagen bestanden, nun auch an S. — von seiner guten, frommen Mutter Abschied zu nehmen. Auch er war der einzige Sohn, und die mütterlichen Sorgen ließen sich nur dadurch beschwich-

tigen, daß Schiller nicht nur die unveränderlichste Treue gegen seinen Freund gelobte, sondern auch die zuverlässige Hoffnung aussprach, in vierzehn Tagen wieder zurück eintreffen, und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen. Von Segenswünschen und Thränen begleitet, konnten die Freunde endlich um zehn Uhr Nachts in den Wagen steigen und abfahren.

Der Weg wurde zum Eßlinger Thor hinaus genommen, weil dieses das dunkelste war, und einer der bewährtesten Freunde Schillers — möchte ihm das Vergnügen gegönnt seyn, diese Zeilen noch zu lesen — als Lieutenant die Wache hatte, damit wenn sich ja eine Schwierigkeit ergäbe, diese durch Vermittlung des Officiers sogleich gehoben werden könne.

Es war ein Glück, daß damals von keinem zu Wagen Reisenden ein Paß abgefordert wurde. Nur S. hatte sich einen nach Hamburg geben lassen, welches aber nur der überflüssig scheinenden Vorsicht wegen geschah.

So gefaßt die jungen Leute auch auf alles waren, und so wenig sie eigentlich zu fürchten hatten, so machte dennoch der Anruf der Schildwache — Halt! — Wer da! — Unterofficier heraus! — einen unheimlichen Eindruck auf sie. Nach den Fragen: Wer sind die Herren? Wo wollen sie hin? wurde von S. des Dichters Name in Doctor Ritter, und der seinige in Doctor Wolf verwandelt, beide nach Eßlingen reisend, angegeben, und so aufgeschrieben. Das Thor

wurde nun geöffnet, die Reisenden fuhren vorwärts, mit forschenden Blicken in die Wachstube des Officiers, in der sie zwar kein Licht, aber beide Fenster weit offen sahen. Als sie ausser dem Thore waren, glaubten sie einer grossen Gefahr entronnen zu seyn, und gleichsam als ob diese wiederkehren könnte, wurden, so lange als sie die Stadt umfahren mußten, um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, nur wenige Worte unter ihnen gewechselt. Wie aber einmal die erste Anhöhe hinter ihnen lag, kehrten Ruhe und Unbefangenheit zurück, das Gespräch wurde lebhafter, und bezog sich nicht allein auf die jüngste Vergangenheit, sondern auch auf die bevorstehenden Ergebnisse. Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine ausserordentliche Röthe am Himmel, und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Erhöhung liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Ueberraschendste ausnahm. Die reine, heitre Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!“ —

Es war ganz natürlich, daß die Erinnerung an die Verhältnisse, welche vor einigen Stunden auf das Ungewisse hin abgerissen wurden, nicht anders als wehmüthig seyn konnte. Andererseits war es

aber wieder beruhigend, als gewiß voraussetzen zu können, daß in diesem Wirbel von Festen, außer den Müttern und Schwestern, niemand an die Reisenden denke, folglich Mannheim ohne Hinderniß erreicht werden könne.

Morgens zwischen 1 und 2 Uhr war die Station Entzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Als der Auftrag für etwas Kaffee ertheilt war, zog Schiller sogleich ein Heft ungedruckter Gedichte von Schubart hervor, von denen er die bedeutendsten seinem Gefährten vorlas. Das Merkwürdigste darunter war die Fürstengruft, welches Schubart in den ersten Monaten seiner engen Gefangenschaft mit der Ecke einer Beinkleiderschnalle in die nassen Wände seines Kerkers eingegraben hatte. Damals, 1782, war Schubart noch auf der Festung, wo er aber jetzt sehr leidlich gehalten wurde. In manchem dieser Gedichte fanden sich Anspielungen, die nicht schwer zu deuten waren, und die keine nahe Befreiung ihres Verfassers erwarten ließen.

Schiller hatte für die dichterischen Talente des Gefangenen sehr viele Hochachtung. Auch hatte er ihn einmal auf dem Asperg besucht.

Nach 3 Uhr wurde von Entzweihingen aufgebrochen, und nach 8 Uhr Morgens war die churpfälzische, durch eine kleine Pyramide angedeutete Gränze erreicht, die mit einer Freude betreten wurde, als ob rückwärts alles Lästige geblieben wäre, und das ersehnte Eldorado bald erreicht seyn würde. Das Gefühl

eines harten Zwanges entledigt zu seyn, verbunden mit dem heiligen Vorsatz, demselben sich nie mehr zu unterwerfen, belebten das bisher etwas düstere Gemüth Schillers zur gefälligsten Heiterkeit, wozu die angenehme Gegend, das muntere Wesen und Treiben der rüstigen Einwohner wohl auch das Ihrige beitrugen. „Sehen Sie," rief er seinem Begleiter zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Eben so freundlich ist auch der Geist der Regierung!"

Ein lebhaftes Gespräch, das durch diese Bemerkung herbeigeführt wurde, verkürzte die Zeit dergestalt, daß es kaum möglich schien, um 10 Uhr schon in Bretten angekommen zu seyn. Dort wurde bei dem Postmeister Pallavicini abgestiegen, etwas gegessen, der von Stuttgart mitgenommene Wagen und Kutscher zurückgeschickt, Nachmittags die Post genommen, und über Waghäusel nach Schwetzingen gefahren, allwo die Ankunft nach 9 Uhr Abends erfolgte. Da in Mannheim, als einer Hauptfestung, die Thore mit Eintritt der Dunkelheit geschlossen wurden, so mußte in Schwetzingen übernachtet werden, welches auf zwei unruhige Tage und eine schlaflose Nacht um so erwünschter war.

Am 19 September waren die Reisenden des Morgens sehr früh geschäftig, um sich zu dem Eintritt in Mannheim vorzubereiten. Das Beste, was die Koffer faßten, wurde hervorgesucht, um durch scheinbaren Wohlstand sich eine Achtung zu sichern, die dem dürftig

oder leidend Aussehenden fast immer vorsagt wird. Die Hoffnung Schillers, seine kranke Börse in der nächsten Zeit durch einige Erfrischungen beleben zu können, war keine Selbsttäuschung; denn wer hätte daran zweifeln mögen, daß eine Theaterdirection, die schon im ersten Jahre so vielen Vortheil aus den Räubern gezogen, sich nicht beeilen würde, das zweite Stück des Dichters — das nicht nur für das große Publicum, sondern auch für den gebildeten Theil desselben berechnet war — gleichfalls aufzunehmen? Es ließ sich für gewiß erwarten — die Entscheidung des Herzogs möge nun gewährend oder verneinend ausfallen — daß noch in diesem Jahre Fiesco aufgeführt werde, und dann war der Verfasser durch eine freie Einnahme, oder ein beträchtliches Honorar auf so lange geborgen, daß er sich wieder neue Hülfsmittel schaffen konnte. Mit der Zuversicht, daß die nächsten vierzehn Tage schon diese Vermuthungen in volle Gewißheit umwandeln müßten, wurde die Postchaise zum letztenmal bestiegen, und nach Mannheim eingelenkt: das in zwei Stunden, ohne irgend eine Frage oder Aufenthalt an dem Thore der Festung, erreicht war.

Der Theater-Regisseur, Herr Meier, bei welchem abgestiegen wurde, war sehr überrascht, Schillern zu einer Zeit bei sich zu sehen, wo er ihn in lauter Feste und Zerstreuungen versunken glaubte; aber seine Ueberraschung ging in Erstaunen über, als er vernahm, daß der junge Mann, den er so hoch verehrte, jetzt als Flüchtling vor ihm stehe. Obwohl Herr Meier, bei

der zweimaligen Anwesenheit Schillers in Mannheim, von diesem selbst über sein mißbehagliches Leben und Treiben in Stuttgart unterrichtet war, so hatte er doch nicht geglaubt, daß diese Verhältnisse auf eine so gewagte und plötzliche Art abgerissen werden sollten. Als gebildeter Weltmann enthielt er sich, bei den weitern Erklärungen Schillers hierüber, jedes Widerspruchs, und bestärkte ihn nur in diesem Vorhaben, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden, und durch seine Bitte eine Aussöhnung bewirken zu wollen. Die Reisenden wurden von ihm zum Mittagessen eingeladen, und er hatte auch die Gefälligkeit, in der Nähe seines Hauses eine Wohnung, die in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich zu haben war, aufnehmen zu lassen, wohin sogleich das Reisegeräthe geschafft wurde.

Nach Tische begab sich Schiller in das Nebenzimmer, um daselbst an seinen Fürsten zu schreiben. Als er in einigen Stunden fertig war, las er den vorher nicht aufgesetzten, aber vortrefflich geschriebenen Brief den wartenden Freunden vor, dessen wesentlicher Inhalt folgender war:

„Im Eingang erwähnte er, daß er in der Akademie das Studium, zu dem er eine entschiedene Neigung gehabt, niemals habe treiben dürfen oder können, und er sich nur aus Gehorsam gegen den fürstlichen Willen, zuerst der Rechtswissenschaft und dann der Arzneikunde gewidmet habe. Er erinnerte den Herzog an die vielen und großen Gnaden, welcher er während

der sieben Jahre seines Aufenthaltes von ihm gewürdigt worden, und die so bedeutend waren, daß er ewig stolz darauf seyn werde, sagen zu dürfen, sein Fürst habe ihn in seinem Herzen getragen. Dann setzte er erstens die Unmöglichkeit auseinander, mit seiner geringen Besoldung leben oder durch seinen Beruf als Arzt sich ein besseres Auskommen verschaffen zu können, indem die Anzahl der Mediciner zu groß in Stuttgart sey, und ein Anfänger zu lange Zeit brauche, um sich bekannt zu machen, er auch von Haus nichts zuzusetzen habe.

„Zweitens bat er um die Aufhebung des Befehls, keine andern als medicinische Schriften drucken zu lassen, indem die Bekanntmachung seiner dichterischen Arbeiten allein im Stande sey, seine Einnahme zu verbessern.

„Drittens möge es ihm erlaubt werden, alle Jahre, auf kurze Zeit, eine Reise in das Ausland zu machen.

„Viertens daß er sehr gern wieder zurückkehren wolle, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben würde, daß seine eigenmächtige Entfernung verziehen sey, und er keine Strafe dafür zu befürchten habe."

Dieses Schreiben wurde einem Brief an seinen Regimentschef, den General Augé beigeschlossen, und dieser ersucht, die vorgelegten Bitten nach seinen besten Kräften, so wie durch seinen ganzen Einfluß bei dem Herzog unterstützen zu wollen. Schiller glaubte für seine Sicherheit so wenig befürchten zu dürfen, daß er

den General bat, ihm seine Antwort durch die Adresse des Herrn Meier zukommen zu lassen. Obwohl Letzterer über das wahrscheinliche Verfahren des Herzogs nicht so ruhig seyn konnte, als derjenige, den es zunächst betraf, so mußte er doch die Möglichkeit zugestehen, daß der Fürst durch die rührenden und bescheidenen Vorstellungen seines ehmaligen Günstlings, wie auch aus Rücksicht gegen dessen Eltern, vielleicht bewogen werden könne, von den gewöhnlichen Verfügungen für dießmal abzugehen, und wenigstens einen Theil der Bitten zu bewilligen.

Den andern Tag Abends traf Madame Meier von Stuttgard wieder zu Hause ein. Sie erzählte, daß sie schon am 14ten Vormittags Schillers Verschwinden erfahren, daß jedermann davon spreche, und allgemein vermuthet werde, man würde ihm nachsetzen lassen, oder seine Auslieferung verlangen. Schiller beruhigte jedoch seine Freunde durch die Versicherung, daß er den großmüthigen Charakter seines Herzogs durch zu viele Proben habe kennen lernen, als daß er nur die geringste Gefahr befürchte, so lang er den Willen zeige, wieder zurückzukommen.

Dieß sey geschehen, eines Vergehens könne man ihn nicht anklagen; eigentlicher Soldat sey er nicht, folglich könne man ihn auch nicht unter die Classe derjenigen zählen, denen bei freiwilligem Abschiednehmen nachgesetzt wird.

Indessen wurde es doch für rathsam gehalten, daß er sich nirgends öffentlich zeigen solle, wodurch er nun

auf seine Wohnung und das Meiersche Haus allein eingeschränkt blieb. Für die Reisenden war es sehr angenehm in der Hausfrau eine theilnehmende Landsmännin und sehr gebildete Freundin zu finden, die in alles einging, was ihr jetziges oder künftiges Schicksal betraf, und dasjenige mit leichter Zunge behandelte, über was sich Männer nur sehr ungern offen erklären.

Nicht nur für diese bedenkliche Zeit, sondern auch in der Folge blieben diese würdigen Leute Schillers aufrichtigste, wahrste Freunde, und Madame Meier bewies sich, besonders bei dieser Gelegenheit, so sorgsam und thätig, wie eine Mutter, die sich um ihren Sohn anzunehmen hat.

Mittlerweile hatte S. schon am ersten Abend mit Hrn. Meier über das neue, beinahe ganz fertige Trauerspiel Fiesco gesprochen, und desselben als einer Arbeit erwähnt, die den Räubern aus vielen Rücksichten vorzuziehen sey. Es ergab sich nun von selbst, daß der Dichter darum angegangen wurde, die erregte Neugierde durch Mittheilung des Manuscriptes zu befriedigen, wozu sich aber dieser nur unter der Bedingung verstand, wenn eine größere Anzahl von Zuhörern gegenwärtig sey. Man fand dieß um so natürlicher, da wohl unter allen Schauspielern sich keiner befand, der nicht im höchsten Grad auf die zweite Arbeit eines Jünglings begierig gewesen wäre, welcher sich schon durch seine erste auf eine so außerordentliche Art angekündigt hatte. Es wurde daher sogleich ein Tag festgesetzt, auf welchen die bedeutendsten Künstler des

Theaters eingeladen werden sollten, um der Vorlesung des neuen Stücks beizuwohnen.

Nach zwei erwartungsvollen Tagen traf die Antwort von General Augé an Schiller ein, welche Folgendes enthielt:

„Der General habe den Wünschen Schillers entsprochen, und sein Schreiben dem Herzog nicht nur vorgelegt, sondern auch durch sein Vorwort die gethanen Bitten unterstützt. Er habe daher den Auftrag erhalten ihn wissen zu lassen: da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, er nur zurückkommen solle."

Da dieses Schreiben von allem dem nicht das Geringste erwähnte, um was Schiller zur Erleichterung seines Schicksals so dringend gebeten hatte, so schrieb er dem General augenblicklich zurück, daß er diese Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich als eine Gewährung seines Gesuches betrachten könne, folglich genöthigt sey, bei dem Inhalt seiner Bittschrift zu beharren, und seinen Chef ersuche, alles anzuwenden, um den Herzog zur Erfüllung seiner Wünsche zu vermögen.

Durch diese Antwort seines Generals in Zweifel gesetzt, was er zu hoffen oder zu fürchten habe, schrieb Schiller — was er schon am zweiten Tag seiner Ankunft an seine Eltern gethan — sogleich an einige Freunde, damit, wenn sie etwas erführen, was ihm schaden könnte, sie ihm doch alsobald Nachricht geben

möchten, und sah den Antworten mit eben so viel Unruhe als Neugierde entgegen.

Der Nachmittag war zur Vorlesung des neuen Trauerspiels bestimmt, wozu sich gegen vier Uhr, außer Iffland, Beil, Beck, noch mehrere Schauspieler einfanden, die nicht Worte genug finden konnten, um ihre tiefe Verehrung gegen den Dichter so wie über die hohe Erwartung auszudrücken, die sie von dem neuesten Product eines so erhabenen Geistes hätten. Nachdem sich alle um einen großen, runden Tisch gesetzt hatten, schickte der Verfasser erst eine kurze Erzählung der wirklichen Geschichte, und eine Erklärung der vorkommenden Personen voraus, worauf er dann zu lesen anfing.

Für S. war das Beisammensehen so berühmter Künstler wie Iffland, Meier, Beil, von denen das Gerücht Außerordentliches sagte, um so mehr neu und willkommen, als er noch nie mit einem Schauspieler einigen Umgang gehabt hatte. Im Stillen feierte er schon den Triumph, wie überrascht diese Leute, die den Dichter mit unverwandten Augen ansahen, über die vielen schönen Stellen seyn würden, die schon in den ersten Scenen, so wie in den folgenden noch häufiger vorkommen, und sah nicht den Vorleser, sondern nur die Zuhörer an, um die Eindrücke zu bemerken, welche die vorzüglichsten Ausdrücke bei ihnen hervorbringen würden.

Aber der erste Act wurde, zwar bei größter Stille, jedoch ohne das geringste Zeichen des Beifalls abgelesen.

und er war kaum zu Ende, als Herr Beil sich entfernte, und die Uebrigen sich von der Geschichte Fiesco's oder andern Tagsneuigkeiten unterhielten.

Der zweite Act wurde von Schiller weiter gelesen, eben so aufmerksam wie der erste, aber ohne das geringste Zeichen von Lob oder Beifall angehört. Alles stand jetzt auf, weil Erfrischungen von Obst, Trauben ꝛc. herumgegeben wurden. Einer der Schauspieler, Namens Frank, schlug ein Bolzschießen vor, zu dem man auch Anstalt zu machen schien. Allein nach einer Viertelstunde hatte sich alles verlaufen, und außer den zum Haus Gehörigen war nur Iffland geblieben, der sich erst um acht Uhr Nachts entfernte.

Als ein vollkommener Neuling in der Welt konnte sich S. diese Gleichgültigkeit, ja diese Abneigung gegen eine so vortreffliche Dichtung, von denen am allerwenigsten erklären, die kaum vor einer Stunde die größte Bewunderung und Verehrung für Schiller ihm selbst bezeugt hatten, und es empörte ihn um so heftiger, alle die Sagen von Neid und Kabale der Schauspieler jetzt schon bestätigt zu sehen, da die Antwort des Generals Auge wenig Hoffnung ließ, daß sein Freund jemals zurückkehren dürfe; wo alsdann sein Schicksal bei solchen Leuten sehr beklagenswerth seyn müßte.

Aber der Unerfahrene sollte noch mehr in Verlegenheit gesetzt werden; denn, als er eben im Begriff war, sich über die ungewöhnliche und beinahe verächtliche Behandlung Schillers bei Herrn Meier zu

beklagen, zog ihn dieser in das Nebenzimmer und fragte:

„Sagen Sie mir jetzt ganz aufrichtig, wissen Sie gewiß, daß es Schiller ist, der die Räuber geschrieben?“

Zuverlässig! wie können Sie daran zweifeln!

„Wissen Sie gewiß, daß nicht ein Anderer dieses Stück geschrieben, und er es nur unter seinem Namen herausgegeben? Oder hat ihm jemand Anderer daran geholfen?“

Ich kenne Schillern schon im zweiten Jahre, und will mit meinem Leben dafür bürgen, daß er die Räuber ganz allein geschrieben und eben so auch für das Theater abgeändert hat. Aber warum fragen Sie mich dieses alles?

„Weil der Fiesco das Allerschlechteste ist, was ich je in meinem Leben gehört, und weil es unmöglich ist, daß derselbe Schiller, der die Räuber geschrieben, etwas so Gemeines, Elendes sollte gemacht haben.“

S. suchte Herrn Meier zu widerlegen, und ihm zu beweisen, daß Fiesco weit regelmäßiger für die Bühne, und darin alles vermieden sey, was an den Räubern mit Recht so scharf getadelt worden. Er müsse das neue Stück nur öfter hören, oder es selbst durchlesen, dann werde er es gewiß ganz anders beurtheilen, und ihm Geschmack abgewinnen. Allein alle diese Reden waren vergebens. Herr Meier beharrte um so mehr auf seiner Meinung, weil es ihm als einem erfahrnen Schauspieler zukommen müsse, aus

einigen Scenen den Gehalt des Ganzen sogleich beurtheilen zu können, und sein Schluß war: „Wenn Schiller wirklich die Räuber und Fiesco geschrieben, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft, und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstiges, unsinniges Zeug hervorbringen.“

Dieses Urtheil von einem Mann ausgesprochen, den man nicht nur als einen vollgültigen Richter, sondern auch als einen solchen Freund Schillers ansehen durfte, dem an der guten Aufnahme des Stückes beinahe eben so viel als dem Verfasser selbst gelegen sey, machte auf S. einen so betäubenden Eindruck, daß ihm die Sprache für den Augenblick den Dienst versagte. War dieß Herr Meier, der so zu ihm sprach? Hatte er auch recht gehört? Sollte er die Erwartungen Meiers zu hoch gespannt haben? Wäre es möglich, daß er sich getäuscht und dasjenige vortrefflich gefunden, was Andere, die man für Kenner gelten lassen mußte, nun als schlecht, als unsinnig beurtheilen? Oder hat sich Meier mit den Andern verschworen, zum Untergang des Stücks und seines Verfassers mitzuwirken? Diese Fragen, durch das Unbegreifliche des Vorganges und der Aeußerungen Meiers hervorgerufen, machte S. an sich selbst, und fand sie um so quälender, da ihre Auflösung nicht sogleich erfolgen konnte. Die Abendstunden wurden von den Anwesenden mit größter Verlegenheit zugebracht. Von Fiesco erwähnte niemand mehr eine Silbe. Schiller selbst war äußerst

verstimmt, und nahm mit seinem Gefährten zeitlich Abschied. Bei dem Weggehen ersuchte ihn Meier, ihm für die Nacht das Manuscript da zu lassen, indem er nur die zwei ersten Acte gehört, und doch gern wissen möchte, welchen Ausgang das Stück nehme. Schiller bewilligte diese Bitte sehr gern.

Ueber den kalten Empfang Fiesco's, von dem man die willkommenste Aufnahme erwartet hatte, wurde zu Hause nichts, und überhaupt sehr lange wenig gesprochen, bis sich Schiller endlich Luft machte, und über den Neid, die Cabale, den Unverstand der Schauspieler Klagen führte. Jetzt, zum erstenmal, sprach er den ernstlichen Vorsatz aus, daß, wenn er hier nicht als Schauspieldichter angestellt, oder sein Trauerspiel nicht angenommen werde, er selbst als Schauspieler auftreten wolle, indem eigentlich doch niemand so declamiren könne, wie er. S. wollte dem mißlaunigen Freunde nicht geradezu widersprechen, gab ihm aber doch zu bedenken, in welche Verlegenheit er seine Mutter und Schwester, besonders aber seinen Vater setzen würde, wenn sie erfahren müßten, daß er nun weiter nichts als ein Schauspieler geworden sey, da er selbst sich doch einen so glänzenden Erfolg von seiner Reise versprochen. Er ermunterte ihn an das Vernünftige, was man in Stuttgart gegen diesen Stand hege, wo man zwar dem Einzelnen Gerechtigkeit wiederfahren lasse, sich aber doch jeden nähern Umganges mit ihm enthalte. Er möge doch mit Geduld warten, bis Baron von Dalberg in Mannheim ein-

treffe, von dem allein die günstige Wendung seines Schicksals zu hoffen sey.

Mit langen Erwartungen wegen des Endurtheils, das über Fiesco und seinen Verfasser gefällt werden sollte, begab sich S. den andern Morgen ziemlich früh zu Herrn Meier, der ihn kaum ansichtig wurde, als er ausrief: „Sie haben Recht! Sie haben Recht! Fiesco ist ein Meisterstück, und weit besser bearbeitet als die Räuber. Aber wissen Sie auch was Schuld daran ist, daß ich und alle Zuhörer es für das elendeste Machwerk hielten? Schillers schwäbische Aussprache, und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen, hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen, und alles in Bewegung setzen, um es bald auf das Theater zu bringen."

Der Schluß von Herrn Meiers Rede verwandelte die Niedergeschlagenheit von S. in eine solche Freude, daß er, ohne Schillern zu entschuldigen, oder die herrschende Meinung von dessen Aussprache und Deklamationsgabe widerlegen zu wollen, augenblicklich nach Haus eilte, um dem Dichter, der eben aufgestanden war, die angenehme Neuigkeit zu hinterbringen, sein Trauerspiel werde bald in lebendigen Gestalten vor ihm erscheinen. Daß seine Mundart, seine heftige Aussprache den schönsten Effekt von gestern hervorgebracht, wurde ihm sorgfältig ver-

schwiegen, um sein ohnehin krankes Gemüth nicht zu reizen.

Am andern Tage traf die Antwort des Generals Augé auf das zweite Schreiben Schillers ein, welche aber von ganz gleichem Inhalt wie die erste war; nämlich: „Da Se. herzogliche Durchlaucht jetzt sehr ungnädig wären, er nur zurückkommen solle.“ Allein Schiller konnte in keinem Fall wagen wieder heimzukehren, da ihm weder Straflosigkeit zugesichert, noch eine seiner Bitten bewilligt worden war. Der entschuldende Schritt war einmal geschehen, und so wenig Glänzendes sich auch jetzt zeigte, so ließ sich doch dieses von der Zukunft hoffen; ja er fand es gerathener, weit eher einem ungewissen Schicksal entgegen zu gehen, als sich das frühere Joch wieder auflegen zu lassen, das ihm ohnehin schon den Nacken wund gerieben, und in der Folge zuverlässig auf das Mark des Lebens eingedrungen seyn würde.

Er hielt nun das, was er zu thun habe, für so gewiß entschieden, daß er nicht mehr an seinen General schrieb, sondern dem Rathe seiner Freunde folgte, sich auf einige Wochen zu entfernen, indem es doch möglich wäre, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, weil er auf Kosten des Herzogs in der Akademie erzogen worden, und auch, da er Uniform getragen, einigermaßen zum Militärstande gerechnet werden könne. Geschähe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so wäre man beinahe versichert, seine Entweichung sey vergessen, oder der

Herzog werde, seiner gewöhnlichen Großmuth gemäß, nicht weiter nach ihm fragen.

Da auch Baron Dalberg noch immer in Stuttgart verweilte, und seine Rückkehr ungewiß blieb, folglich für die Bestimmung Schillers nichts gethan werden konnte, so wurde nach einem Aufenthalt von sechs oder sieben Tagen die Reise über Darmstadt nach Frankfurt am Main beschlossen, wo auch die weiteren Nachrichten von Haus oder von Mannheim abgewartet werden konnten.

Aber diese Reise mußte zu Fuß gemacht werden; denn das kleine Capital, das jeder von Stuttgart mit sich nehmen konnte, war durch die Herreise, durch das Verweilen in Mannheim so herab geschwunden, daß es bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn oder zwölf Tage ausreichen konnte. Für Schiller war es wohl nicht thunlich, sich bei seinen Eltern um Hülfe zu bewerben; denn seinem Vater durfte er nicht schreiben, um ihn keinem Verdachte bloßzustellen, und seiner Mutter wollte er nicht den Kummer machen, sie wissen zu lassen, daß er jetzt schon Mangel leide, da sie gewiß geglaubt, er würde einem sehr behaglichen Zustand entgegen gehen. Es schrieb daher S. an seine Mutter, ihm vorläufig, aber so bald als möglich dreißig Gulden, auf dem Postwagen nach Frankfurt zu schicken, weil Schiller in Mannheim nichts bezogen habe, beide nur noch auf einige Tage mit Geld versehen seyen, und er den Freund in diesen Umständen unmöglich verlassen könne.

Nach dem herzlichſten Abſchied von Herrn und Madame Meier, und nur mit dem Unentbehrlichſten in den Taſchen, gingen die Reiſenden nach Tiſch über die Neckarbrücke von Mannheim ab, ſchlugen den Weg nach Sandhofen ein, blieben in einem Dorf über Nacht, und gingen den andern Tag durch die herrliche, rechts mit Burgruinen prangende Bergſtraße nach Darmſtadt, wo ſie Abends gegen ſechs Uhr eintrafen. Sehr ermüdet von dem ungewohnten, zwölfſtündigen Marſch begaben ſie ſich in einen Gaſthof, und waren ſehr froh, nach einem guten Abendeſſen in reinlichen Betten ausruhen und ſich durch Schlaf erholen zu können. Letzteres ſollte ihnen aber nicht zu Theil werden; denn aus dem tiefſten Schlafe wurden ſie durch ein ſo lärmendes, fürchterliches Trommeln aufgeſchreckt, daß man glauben mußte, es ſey ein ſehr heftiges Feuer ausgebrochen. Sie horchten, als das ſchreckliche Getöſe ſich entfernt hatte, ob man nicht reiten, fahren oder ſchreien höre; ſie öffneten die Fenſter, ob ſich keine Helle von Flammen zeige, aber alles blieb ruhig, und wenn es nur Einer allein gehört hätte, würde er ſich endlich ſelbſt überredet haben, es ſey ein Traum geweſen. Am Morgen erkundigten ſie ſich bei dem Wirth, was das außerordentlich ſtarke Trommeln in der Stadt zu bedeuten gehabt, und erfuhren mit Erſtaunen, daß dieſes jede Nacht mit dem Schlag zwölf Uhr ſo wäre. Es ſey die Reveille!

Des Morgens fühlte ſich Schiller etwas unpäßlich, beſtand aber doch darauf, den ſechs Stunden langen

Weg nach Frankfurt noch heute zu gehen, damit er alsogleich nach Mannheim schreiben, und sich die indessen an ihn eingelaufenen Briefe schicken lassen könne.

Es war ein sehr schöner, heiterer Morgen, als die Reisenden ihre ermüdeten Füße wieder in Gang zu bringen versuchten und den Weg antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde, um sich in einem Dorfe mit etwas Kirschengeist in Wasser geschüttet, abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger wegen des Essens, als daß Schiller, der sehr müde war, sich etwas ausruhen könne. Allein es war in dem Wirthshause zu lärmend, die Leute zu roh, als daß es über eine halbe Stunde auszuhalten gewesen wäre. Man machte sich also noch einmal auf, um Frankfurt in einigen Stunden zu erreichen, welches aber die Mattigkeit Schillers kaum zuzulassen schien; denn er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stand zu seyn noch weiter zu gehen, sondern versuchen zu wollen, ob er sich nach einigen Stunden Ruhe wenigstens so weit erhole, um heute noch die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und S. setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bange nach dem armen Freund hinschauend, der nun doppelt unglücklich war.

In welcher Sorge und Unruhe der Wachende die Zeit zugebracht während der Kranke schlief, kann nur derjenige allein fühlen, der die Freundschaft nicht bloß durch den Austausch gegenseitiger Gefälligkeiten, sondern auch durch das wirkliche mit Leiden und mit Tragen aller Widerwärtigkeiten kennt. Und hier mußte die innigste Theilnahme um so größer seyn, da sie einem Jüngling galt, der in allem das reinste Gemüth, den höchsten Adel der Seele kund gab, und all das Erhabene und Schöne scheu im voraus ahnen ließ, das er später so groß und herrlich entfaltete. Auch in seinen gehärmten, düstern Zügen ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes, unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn, auch seiner unbewußt, beschäftige. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so günstig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von niemand betreten wurde. Erst nach Verlauf dieser Zeit, zeigte sich plötzlich ein Officier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, dessen überhöflicher Ausruf: „Ah! hier ruht man sich aus!“ einen der in Frankfurt liegenden Werber vermuthen ließ. Er näherte sich mit der Frage: „Wer sind die Herren?“ worauf S. etwas laut und barsch antwortete: „Reisende.“

Schiller erwachte, richtete sich schnell auf, und maß den Fremden mit scharfem, verwundertem Blick, der sich nun auch, da er wohl merken mochte, daß

hier für ihn nichts zu angeln sey, ohne weiter ein Wort zu sprechen, entfernte.

Auf die schnelle Frage von S., wie geht's, wie ist Ihnen? erfolgte zu seiner großen Beruhigung die Antwort: „Mir ist etwas besser, ich glaube, daß wir unsern Marsch wieder antreten können." Er stand auf, durch den Schlaf so weit gestärkt, daß er, anfangs zwar langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte. Außerhalb des Wäldchens traf man auf einige Leute, welche die Entfernung der Stadt noch auf eine kleine Stunde angaben. Diese Nachricht belebte den Muth, es wurde etwas schneller gegangen, und ganz unvermuthet zeigte sich das alterthümlich gebaute, merkwürdige Frankfurt, in welches man auch noch vor der Dämmerung eintrat.

Theils aus nöthiger Sparsamkeit, theils auch, wenn Nachforschungen geschehen sollten, um so leichter verborgen zu seyn, wurde die Wohnung in der Vorstadt Sachsenhausen bei einem Wirthe, der Mainbrücke gegenüber gewählt, und mit demselben sogleich der Betrag für Zimmer und Verköstigung auf den Tag bedungen, damit man genau wisse, wie lange der geringe Geldvorrath noch ausreichen würde.

Die Gewißheit, hier genugsam verborgen zu seyn, die vergönnte Ruhe und ein erquickender Schlaf gaben Schillern die nöthigen Kräfte, daß er des andern Tages einige Briefe nach Mannheim schreiben konnte. Unter diesen befand sich auch derjenige an Baron Dalberg, der sich in obengenannter Sammlung Seite 71 befindet.

Gern würde der Verfasser dieses dem Leser einen kleinen Schmerz ersparen, aber er muß es wissen, und bei diesem außerordentlichen, jetzt beinahe vergötterten Dichter, wiederholt bestätigt sehen, daß in Deutschland keinem großen Mann in seiner Jugend auf Rosen geboten wird; daß — ist er nicht schon durch die Eltern mit Glücksgütern gesegnet — er die rauhesten, mit verwundenden Dornen belegten Wege betreten muß, und selten, leider äußerst selten, eine freundliche Hand sich findet, um ihm die Bahn ganzbarer, um seiner Brust das Athmen leichter zu machen. Man überschlage den Brief nicht; denn er wurde mit gepreßtem Gemüth, und nicht mit trockenen Augen geschrieben.

„Euer Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste dazu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell, und zur Zeit des Großfürsten losreißen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel mich nicht nur

schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dieß ward durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß; aber ich weiß, es erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht. *)

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesco erwartete, so wenig kann ich ihn vor 3 Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth Euer Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr

*) Wenn man die Zeitverhältnisse und die Lage Schillers berücksichtigt, so wird man die Allgemeinheit und bittre Härte dieser Aeußerung entschuldigen.

Anm. d. Herausg.

noch 200 fl. nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe.

„Dann wird mein Reisemagazin in 8 Tagen erschöpft seyn. Noch ist es mir gänzlich unmöglich mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf keine Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hiezu 100 fl. vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesco mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, den der Werth meines Schauspiels bestimmen würde. In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes seyn (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege) beim nächsten Stück, das ich schreibe, die ganze Rechnung zu aplaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte seyn darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann sie zu erfüllen.

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es überflüssig E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen.

„Schnelle Hülfe ist Alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meier ist von mir gebeten

mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen, und Sie selbst des Geschäftes mir zu schreiben zu überheben.

Mit entschiedener Achtung nenne ich mich

Euer Excellenz

wahrster Verehrer

Friedr. Schiller."

Vorstehender am 29 oder 30 September geschriebener Brief wurde an Hrn. Meier überschickt, und dieser in einer Beilage, nachdem ihm der Inhalt desselben bekannt gemacht worden, ersucht, sowohl die Antwort des Baron Dalberg entgegen zu nehmen, als auch selbe nach Frankfurt zu senden, wo man sie von der Post abholen wolle.

Diese Darstellung seiner Umstände kostete Schillern eine außerordentliche Ueberwindung. Denn nichts kann den edlen, stolzen Mann tiefer beugen, als wenn er um solche Hülfe ansprechen muß, die das tägliche Bedürfniß betrifft, die ihm dem Gemeinen, Niedrigen gleichstellt, und für die der Reiche selten seine Hand öffnet. Aber die Bezahlung der 200 fl. nach Stuttgart war so dringend, daß der Ausdruck in seinem Briefe: „Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorge macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll — ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe," die ernstlichste Wahrheit ausdrückte. Um die Pein, welche diese — wohl Manchem sehr unbedeu-

tend scheinende — Summe von 200 fl. dem edelmüthigen Jüngling verursachte, zu erklären, so wie zur Warnung für angehende Dichter oder Schriftsteller, sey eine kurze Auseinandersetzung erlaubt.

Schon oben ist erwähnt worden, daß Schiller die Räuber auf seine Kosten drucken lassen, und das Geld dazu borgen mußte. Dieses Borgen konnte aber nicht bei dem Darleiher selbst geschehen, sondern es verwendete sich, wie es gewöhnlich geschieht, eine dritte Person dabei, welche die Bezahlung verbürgte. Auch bei dem Druck der Anthologie mußte nachbezahlt werden, wodurch denn, nebst anderthalbjährigen Zinsen, eine Summe, die ursprünglich kaum 150 fl. betrug, sich auf 200 anhäufte. So lange Schiller in Stuttgart war, konnte er leicht den Rückzahlungs-Termin verlängern, da man an seinen Eltern, obwohl sie nicht reich waren, doch im schlimmsten Fall einige Sicherheit vermuthete. Da jedoch durch den Befehl des Herzogs, das Herausgeben dichterischer Werke Schillern auf das strengste verboten war, und er sich nur durch solche Arbeiten seine ärmliche Besoldung von jährlichen 180 fl. zu vergrößern wußte, so mußte wohl eine solche Verlegenheit zu dem Entschlusse Stuttgart zu verlassen, viel beitragen, und er hatte auch in diesem Sinn vollkommen Recht, wo er anführt: „Die Räuber kosteten mich Familie und Vaterland.“ Nach der Abreise Schillers konnte sich der Darleiher nur an die Zwischenperson halten, und diese, da sie zur Zahlung unvermögend war, konnte in den Fall gerathen,

verhaftet zu werden, was dann demjenigen, der die Ursache davon war, das Herz zernagen mußte. Seine ganze Hoffnung war nun auf den Baron Dalberg gerichtet, und daß dieser, der ihm früher so viele Versicherungen seiner Theilnahme gegeben, ihn schon darum aus dieser Verlegenheit befreien würde, weil er den Werth der erbetenen Hülfe in dem Manuscripte von Fiesco schon in Händen hatte, konnte nicht im mindesten bezweifelt werden. Ueberdieß war Baron Dalberg nicht nur sehr reich, sondern hatte auch, wegen des häufigen Verkehrs mit Dichtern und Schriftstellern, durch die Artigkeit seines Benehmens gegen sie (was bei diesen Herren für eine sehr schwere Münze gilt) den Ruf eines wahren Gönners und Beschützers der schönen Wissenschaften und Künste sich erworben.

Da Schiller durch obiges Schreiben die schwerste Last von seinem Herzen abgewälzt hatte, gewann er zum Theil auch seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, seine Gespräche belebter, seine Gedanken, bisher immer mit seinem Zustande beschäftigt, wendeten sich jetzt auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, der des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, um die Briefe nach Mannheim abzugeben, zerstreute ihn, da er das kaufmännische Gewühl, die in einander greifende Thätigkeit so Vieler hier zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege übersah man von der Mainbrücke das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und auszuladenden Schiffe, nebst einem Theil

von Frankfurt, Sachsenhausen, so wie den gelblichen Mainstrom, in dessen Oberfläche sich der heiterste Abendhimmel spiegelte. Lauter Gegenstände, die das Gemüth wieder hoben, und Bemerkungen hervorriefen, die um so anziehender waren, als seine überströmende Einbildungskraft dem geringsten Gegenstand Bedeutung gab, und die kleinste Nähe an die weiteste Entfernung zu knüpfen wußte. Diese Zerstreuung hatte auf die Gesundheit Schillers so wohlthätig eingewirkt, daß er wieder einige Eßlust bekam, die ihm seit zwei Tagen gänzlich fehlte, und sich mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane unterhalten konnte. Sein ganzes Wesen war so angelegt, sein Körperliches dem Geistigen so untergeordnet, daß ihn solche Gedanken nie verließen, und er ohne Unterlaß von allen Musen umschwebt schien. Auch hatte er kaum das leichte Nachtessen geendet, als sich aus seinem Schweigen, aus seinen aufwärts gerichteten Blicken wahrnehmen ließ, daß er über etwas Ungewöhnlichem brüte. Schon auf dem Wege von Mannheim bis Sandhofen und von da nach Darmstadt ließ sich bemerken, daß sein Inneres weniger mit seiner gegenwärtigen Lage als mit einem neuen Entwurfe beschäftigt sey; denn er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst in der mit Recht so berühmten Bergstraße sein Reisegefährte auf jede reizende Ansicht aufmerksam machen mußte. Nun, zwischen vier Wänden, überließ er sich um so behaglicher seiner Einbildungskraft, als diese jetzt durch nichts abgelenkt wurde, und er ungestört sich bewegen oder ruhen konnte.

In ſolchen Stunden war er, wie durch einen Krampf, ganz ich ſich zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; daher auch ſein Freund ihn durch nichts beunruhigte, ſondern mit einer Art heiliger Scheu ſich ſo ſtill als möglich verhielt. Der nächſte Vormittag wurde dazu verwendet, um die in der Geſchichte Deutſchlands ſo merkwürdige Stadt etwas ſorgfältiger als geſtern geſchehen konnte, zu beſehen, und auch einige Buchläden zu beſuchen. In dem erſten derſelben erkundigte ſich Schiller, ob das berüchtigte Schauſpiel die Räuber guten Abſatz finde, und was das Publicum darüber urtheile? Die Nachricht über das Erſte fiel ſo günſtig aus, und die Meinung der großen Welt wurde ſo außerordentlich ſchmeichelhaft geſchildert, daß der Autor ſich überraſchen ließ, und ungeachtet er als Doctor Ritter vorgeſtellt worden, dem Buchhändler nicht verbergen konnte, daß Er, der gegenwärtig das Vergnügen habe mit ihm zu ſprechen, der Verfaſſer davon ſey. Aus den erſtaunten, den Dichter meſſenden Blicken des Mannes ließ ſich leicht abnehmen, wie unglaublich es ihm vorkommen müſſe, daß der ſo ſanft und freundlich ausſehende Jüngling ſo etwas geſchrieben haben könne? Indeß verbarg er ſeine Zweifel, indem er durch mancherlei Wendungen das vorhin ausgeſprochene Urtheil, welches man ſo ziemlich als das allgemeine annehmen konnte, wiederholte. Für Schiller war jedoch dieſer Auftritt ſehr erheiternd; denn in einem ſolchen Zuſtande wie er damals war, konnte auf ſein bekümmertes Gemüth nichts

ſo angenehmen Eindruck haben, als die Anerkennung ſeines Talentes, und die Gewißheit der Wirkung, von der alle ſeine Leſer ergriffen worden.

Zu Haus angelangt, überließ ſich Schiller aufs neue ſeinen dichteriſchen Eingebungen, und brachte den Nachmittag und Abend im Auf- und Niedergehen, oder im Schreiben einiger Zeilen hin. Zum Sprechen gelangte er erſt nach dem Abendeſſen, wo er dann auch ſeinem Gefährten erklärte, was für eine Arbeit ihn jetzt beſchäftige.

Da man allgemein glaubt, daß bei dem Empfangen und an das Lichtbringen der Geiſteskinder, gute oder ſchlimme Umſtände eben ſo vielen Einfluß wie bei den leiblichen äußern, ſo ſey dem Leſer ſchon jetzt vertraut, daß Schiller ſeit der Abreiſe von Mannheim mit der Idee umging, ein bürgerliches Trauerſpiel zu dichten, und er ſchon ſo weit im Plan deſſelben vorgerückt war, daß die Hauptmomente hell und beſtimmt vor ſeinem Geiſte ſtanden.

Dieſes Trauerſpiel, das wir jetzt unter dem Namen Kabale und Liebe kennen, welches aber urſprünglich Louiſe Millerin hätte benannt werden ſollen, wollte er mehr als einen Verſuch unternehmen, ob er ſich auch in die bürgerliche Sphäre herablaſſen könne, als daß er ſich öfters oder gar für immer dieſer Gattung hätte widmen wollen. Er dachte ſo eifrig darüber nach, daß in den nächſten vierzehn Tagen ſchon ein bedeutender Theil der Auftritte niedergeſchrieben war.

Am nachsten Morgen fragten die Reisenden auf der Post nach, ob keine Briefe für sie angelangt wären? Aber der Gang war fruchtlos, und da die Witterung trübe und regnerisch war, so mußte die Zuflucht wieder zur Stube genommen werden. Am Nachmittag wurde auf der Post noch einmal angefragt, aber eben so vergeblich wie in der Frühe.

Diese Verspätung deutete S. um so mehr als ein gutes Zeichen, indem der angesuchte Betrag, entweder durch Wechsel oder durch den Postwagen übermacht werden müsse, was dann nothwendig einige Tage mehr erfordern könne, als ein bloßer Brief. Er war seiner Sache so gewiß, daß er Schillern ersuchte, ihm seine in Mannheim zurückgelassenen Sachen nach Frankfurt zu schicken, weil er dann, so wie die Hülfe von Baron Dalberg eintreffe, seine Mutter ersuchen wolle, ihm, außer dem, was er jetzt schon besitze, noch mehr zu senden, damit er von hier aus die Reise nach Hamburg fortsetzen könne. Schiller sagte dieses sehr gern zu, und versprach noch weiter, ihm auch von Meier, so wie von seinen andern Freunden Empfehlungsbriefe zu verschaffen, indem ein junger Tonkünstler nie zu viele Bekanntschaften haben könne. Diese Hoffnungen, die von beiden Seiten noch durch viele Zuthaten verschönert wurden, erheiterten den durch eine bessere Witterung begünstigten Spaziergang, und störten auch Abends die Phantasie des Dichters so wenig, daß er sich derselben, im Zimmer auf- und abgehend, mehrere Stunden ganz ruhig überließ.

Den nächsten Morgen gingen die Reisenden schon um 9 Uhr aus, um die vielleicht in der Nacht an sie eingelaufenen Briefe abzuholen, die auch zu ihrer großen Freude wirklich eingetroffen waren. Sie eilten so schnell als möglich nach Haus, um den Inhalt derselben ungestört besprechen zu können, und waren kaum an der Thüre ihrer Wohnung, als Schiller schon das an Dr. Ritter überschriebene Paquet erbrochen hatte. Er fand mehrere Briefe von seinen Freunden in Stuttgart, die sehr vieles über das außerordentliche Aufsehen meldeten, das sein Verschwinden veranlaßt habe, ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthalts anriethen, aber doch nicht das Mindeste aussprachen, woraus sich auf feindselige Absichten des Herzogs hätte schließen lassen. Alle diese Briefe wurden gemeinschaftlich gelesen, weil ihr Inhalt beide betraf, und allerdings geeignet war, sie einzuschüchtern. Allein da sie in Sachsenhausen geborgen waren, so beruhigten sie sich um so leichter, da sie in dem Schreiben des Herrn Meier der angenehmsten Nachricht entgegen sahen. Schiller las dieses für sich allein, und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Er sprach lange kein Wort, und es ließ sich nur aus seinen verdüsterten Augen, aus der veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Herr Meier nichts Erfreuliches gemeldet habe. Nur nach und nach kam es zur Sprache: daß Baron Dalberg keinen Vorschuß leiste, weil Fiesco in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sey; daß

die Umarbeitung erſt geſchehen ſeyn müſſe, bevor er ſich weiter erklären könne.

Dieſe niederſchlagende Nachricht mußte dem edlen Jünglinge um ſo unerwarteter ſeyn, je mehr er durch die ihm von Baron Dalberg bezeugte Theilnahme, zu ſeiner Bitte und zur Hoffnung, daß ſie erfüllt würde, berechtigt war. Am meiſten mußte aber ſein Ehrgeiz dadurch beleidigt ſeyn, daß er ſeine traurige Lage ganz unnützerweiſe enthüllt, und ſich durch deren Darſtellung der Willkür desjenigen preisgegeben, von dem er mit Recht Unterſtützung erwartete.

Wenige junge Männer würden ſich in gleichen Umſtänden mit Mäßigkeit und Anſtand über eine ſolche Verſagung ausgeſprochen haben. Schiller aber bewies auch hierin ſein reines, hohes Gemüth; denn er ließ nicht die geringſte Klage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über ſeine Lippen, ja nicht einmal eines Tadels würdigte er die erhaltene Antwort, ſo wenig er ſich auch vor ſeinem jüngeren Freunde hätte ſcheuen dürfen, ſeinen Unmuth auszulaſſen. Er ſann alſobald nur darauf, wie er dennoch zu ſeinem Zweck gelangen könne, oder was zuerſt gethan werden müſſe? Da die Hoffnung geblieben war, daß, wenn Fiesco für das Theater brauchbar eingerichtet ſey, derſelbe angenommen und bezahlt würde, oder, wenn dieſes auch nicht der Fall wäre, doch das Stück in Druck gegeben, und dafür etwas eingenommen werden könne, ſo beſchleß er in die Gegend von Mannheim zu gehen, weil es dort wohlfeiler als in Frankfurt zu leben ſey,

und auch um den Herren Schwan und Meier nahe zu seyn, damit, wenn es auf die tiefste Stufe des Mangels kommen sollte, von diesen einige Hülfe erwartet werden könne. Er wäre sogleich dahin aufgebrochen, allein man war noch an Frankfurt gebannt, denn bei jedem Griff in den Beutel war schon sein Boden erreicht, und die durch S. von seiner Mutter erbetene Beihülfe war noch nicht angelangt. Bis diese eintreffe, mußte man hier aushalten, und um gegen die Möglichkeit, daß sie spät ankäme, oder vielleicht gar ausbliebe, doch einigermaßen gedeckt zu seyn, entschloß sich Schiller ein ziemlich langes Gedicht. Teufel Amor betitelt, an einen Buchhändler zu verkaufen.

Dieses Gedicht, von dem sich der Verfasser dieses nur noch folgender zwei Verse:

„Süßer Amor verweile
„Im meertiefen Sand"

mit Zuverlässigkeit erinnert, war eines der vollkommensten, die Schiller bisher gemacht, und an schönen Bildern, Ausdruck und Harmonie der Sprache, so hinreißend, daß er selbst — was bei seinen andern Arbeiten nicht oft eintraf — ganz damit zufrieden schien, und seinen jungen Freund mehrmals durch dessen Vorlesung erfreute. Leider ging es in den nächsten vier Wochen (wie der Leser später erfahren wird) mit noch andern Sachen, wahrscheinlich durch die Zerstreuung des Dichters selbst, in Verlust, indem sich in der von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Ge-

dichte keine Spur davon findet, und das meiſte davon der Bekanntmachung faſt würdiger geweſen wäre, als einige Stücke aus ſeiner frühern Zeit.

Von dem Buchhändler kam Schiller aber ganz mißmuthig wieder zurück, indem er fünf und zwanzig Gulden dafür verlangte, jener jedoch nur achtzehn geben wollte. So benöthigt er aber auch dieſer kleinen Summe war, konnte er es doch nicht über ſich gewinnen, dieſe Arbeit unter dem einmal ausgeſprochenen Preiſe wegzugeben, und zwar ſowohl aus herzlicher Verachtung gegen alle Knickerei, als auch, weil er den Werth des Gedichtes ſelbſt nicht gering achtete. Endlich, nachdem der Reichthum der geängſtigten Freunde ſchon in kleine Scheidemünze ſich umgewandelt hatte, kamen den nächſten Tag auf dem Poſtwagen die bei ſcheidenen dreißig Gulden für S. an, der auch, ohne das geringſte Bedenken, für jetzt ſeinen Plan nach Hamburg aufgab, und bei Schillern blieb, um ihn nach ſeinem neuen Aufenthaltsorte zu begleiten. Dieſer ſchrieb noch am nämlichen Abend an Herrn Meier, daß er den nächſten Vormittag nach Mainz abgehen, am folgenden Abend in Worms eintreffen werde, wo er auf der Poſt Nachricht erwarte, wohin er ſich zu begeben habe, um ihn zu ſprechen, und den Ort zu beſtimmen, in welchem er ſein Trauerſpiel ruhig umarbeiten könne. Gleich den andern Morgen begaben ſich die Reiſenden auf das von Frankfurt nach Mainz täglich abgehende Marktſchiff, mit welchem ſie des Nachmittags bei guter Zeit in letztbenannter Stadt

anlangten, dort sogleich in einem Gasthofe das Wenige, was sie bei sich hatten, ableaten, und noch ausgingen, um den Dom und die Stadt zu besichtigen.

Am nächsten Tage verließen sie Mainz sehr früh, wo sie, die Favorite vorbei, den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrome bei der schönsten Morgenbeleuchtung genossen, und den ächt deutschen Eigensinn bewunderten, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung zur Vereinigung durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farben bezeichneten.

Da man auf den Abend in Worms eintreffen wollte, so mußten die Wanderer als ungeübte Fußgänger sich ziemlich anstrengen, um den neun Stunden langen Weg zurück zu legen. Als noch am Vormittag Nierenstein erreicht wurde, konnten beide der Versuchung nicht widerstehen, sich an dem in der Gegend wachsenden Wein, den sie nur aus den Lobeserhebungen der Dichter kannten, zu stärken, welches besonders Schiller, der von Mainz bis hieher nur wenige Worte gesprochen, sehr zu bedürfen schien. Sie traten in das zunächst am Rhein gelegene Wirthshaus, und erhielten dort durch Bitten und Vorstellungen einen Schoppen oder ein Viertelmaß von dem besten ältesten Weine, der sich im Keller fand, und der mit einem kleinen Thaler bezahlt werden mußte.

Als Nichtkenner edler Weine schien es ihnen, daß bei diesem Getränk, wie bei vielen berühmten Gegenständen, der Ruf größer sey, als die Sache verdiene.

Aber als sie ins Freie gelangten, als die Füße sich leichter hoben, der Sinn munterer wurde, die Zukunft ihre düstere Hülle etwas lüftete, und man ihr nun mehr Muth als bisher entgegen zu treten wagte, glaubten sie einen wahren Herzenströster in ihm entdeckt zu haben, und ließen dem edlen Weine volle Gerechtigkeit angedeihen. Dieser angenehme Zustand erstreckte sich aber kaum über drei Stunden; denn so fest auch der Wille war, so sehr die Nothwendigkeit zur Eile antrieb, so konnte Schiller doch das anstrengende Gehen kaum bis in die Mitte des Nachmittags aushalten; was aber vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war, und nichts so sehr ermüdet als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung ist. Man entschloß sich daher eine Stunden weit zu fahren, wodurch es allein möglich war, daß Worms um neun Uhr Nachts erreicht wurde.

Am andern Morgen fand Schiller auf der Post einen Brief des Herrn Meier, worin dieser die Nachricht gab, daß er diesen Nachmittag mit seiner Frau in Oggersheim, in dem Gasthause zum Viehhof genannt, eintreffen wolle, wo er ihn zu sehen hoffe, um weitere Abrede mit ihm nehmen zu können. Die Reisenden begaben sich um so ruhiger auf den Weg, als sie hoffen durften, daß endlich aller Ungewißheit ein Ende seyn würde, und trafen zur gesetzten Zeit in Oggersheim ein, wo sie auch schon Herrn und Madame Meier nebst zwei Verehrern des Dichters vorfanden.

Für Herrn Meier war es eine unangenehme, lästige Aufgabe dem jungen Manne, den er als Dichter und Menschen gleich hoch achtete, die Ansichten des Baron Dalberg über Fiesco, und warum er sich in keinen Vorschuß einlassen könne, auseinander zu setzen. Er wußte jedoch seinen Aeußerungen eine solche Wendung zu geben, daß sie keinen der beiden Gegenstände hart berührten, sondern alles so gelind als natürlich darstellten. Auch gab er die Versicherung, daß Fiesco unbezweifelt angenommen werde, sobald er um mehrere Scenen abgekürzt, und der fünfte Act ganz umgearbeitet sey. Schiller benahm sich auch bei dieser Gelegenheit wahrhaft edel, und weit über das Gewöhnliche erhaben; denn so sehr ihm, um eben berührten Rücksichten, daran gelegen seyn mußte den Preis seines Stückes schon jetzt zu haben, so sehr er auch hin, in den Baron Dalberg gesetzten Vertrauen nur durch Aussichte erwuchert fand, so sprach er doch kein Wort, das irgend eine Art von Empfindlichkeit über die vereitelte Hoffnung hätte errathen lassen, oder als Widersetzung der über Fiesco gemachten Bemerkungen hätte ausgelegt werden können. Mit der freundlichen, manierlichen Art, die im Umgang ihm ganz gewöhnlich war, leitete er das Gespräch darauf hin, den Ort zu bestimmen, wo er sich einige Wochen, als so lange die Umarbeitung wohl dauern werde, ruhig und ohne Gefahr aufhalten könne. Aus vielen Ursachen wurde es am besten befunden, wenn er hier in Oggersheim bliebe. Dieses sey nur eine kleine Stunde von Manns

heim entfernt, er könne, so oft er es nöthig finde, des Abends in die Stadt kommen, und wäre in der Nähe seiner Bekannten und Freunde wenigstens nicht ganz ohne Hülfe, wenn sich etwas Widriges ereignen sollte.

Da die von Madame Meier den Reisenden eingehändigten Briefe aus Stuttgart noch immer von Gefahr der Auslieferung sprachen, und die möglichste Verborgenheit empfahlen, so wurde der Name Ritter, den Schiller bisher geführt, in Doctor Schmidt umgewandelt, und er von den Anwesenden, in Gegenwart des herbeigerufenen Wirthes, absichtlich mit diesem Titel angeredet. Auch hier wurde der Betrug für Lust und Belustigung auf den Tag bedungen, und Madame Meier ersucht, die in Mannheim gebliebenen Coffer und das Clavier den Reisenden übermachen zu wollen. Der entstehende Abend schied die Gesellschaft. Die Freunde, nun wieder ganz auf sich eingeschränkt, begaben sich auf das ihnen angewiesene Zimmer, wo sie aber nur ein einziges Bett vorfanden, mit dem sie sich begnügen mußten.

Da man die täglichen Kosten des Aufenthaltes wußte, so ließ sich leicht berechnen, daß die Baarschaft auf höchstens drei Wochen ausreichen könne, in welcher Zeit Schiller seine Arbeit zu beendigen hoffte. Allein es ließ sich leicht voraussehen, daß dieses nicht der Fall seyn würde, indem er viel zu sehr mit seinem neuen Trauerspiel beschäftigt war, und schon am ersten Abend in Oggersheim den Plan desselben aufs

zugeschnitten anlegt. Gleich bei dem Entwurf desselben hatte er sich vorgenommen, die vorkommenden Charaktere den eigensten Persönlichkeiten der Mitglieder von der Mannheimer Bühne so anzupassen, daß jedes nicht nur in seinem gewöhnlichen Rollenfache sich bewegen, sondern auch ganz so, wie im wirklichen Leben gegen könne. Im voraus schon ergötzte er sich oft daran, wie Herr Beil den Musikus Miller, so recht naiv-drollig darstellen werde, und welche Wirkung solche komische Auftritte gegen die darauf folgenden tragischen auf die Zuschauer machen müßten. Da er die Werke Shakespeare's nur gelesen, aber keines seiner Stücke hatte aufführen sehen, so konnte er auch noch nicht aus der Erfahrung wissen, wie viele Kunst von Seiten des Darstellers dazu gehöre, um solchen Contrasten das Scharfe, das Grelle zu benehmen, und wie klein die Anzahl derer im Publicum ist, welche die ganze Einsicht des Dichters, oder die Selbstverläugnung des Schauspielers zu würdigen verstehen.

Er war so eifrig beschäftigt alles das niederzuschreiben, was er bis jetzt darüber in Gedanken entworfen hatte, daß er während ganzer acht Tage nur auf Minuten das Zimmer verließ. Die langen Herbstabende wußte er für sein Nachdenken auf eine Art zu benützen, die denselben eben so förderlich, als für ihn angenehm war. Denn schon in Stuttgart ließ sich immer wahrnehmen, daß er durch Anhören trauriger oder leidenschaftlicher Musik außer sich selbst versetzt wurde, und daß es nichts weniger als viele Kunst erforderte,

durch passendes Spiel auf dem Clavier, alle Affecte in ihm aufzureizen. Nun mit einer Arbeit beschäftigt, welche das Gefühl auf die schmerzhafteste Art erschüttern sollte, konnte ihm nichts erwünschter seyn, als in seiner Wohnung das Mittel zu besitzen, das seine Begeisterung unterhalten, oder das Zuströmen von Gedanken erleichtern könne.

Er machte daher meistens schon bei dem Mittagtische mit der bescheidensten Zutraulichkeit die Frage an S.: „Werden Sie nicht heute Abend wieder Clavier spielen?" — Wenn nun die Dämmerung eintrat, wurde sein Wunsch erfüllt, während dem er im Zimmer, das oft bloß durch das Mondlicht beleuchtet war, mehrere Stunden auf- und abging, und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach.

Auf diese Art verflossen einige Wochen bis er dazu gelangte, über die bei Fiesco zu treffenden Veränderungen mit einigem Ernste nachzudenken; denn so lang er sich von den Hauptsachen seiner neuen Arbeit nicht loswinden konnte, so lange diese nicht entschieden vor ihm lagen, so lang er die Anzahl der vorkommenden Personen, und wie sie verwendet werden sollten, nicht bestimmt hatte, war auch keine innere Ruhe möglich.

Erst nachdem er hierüber in Gewißheit war, konnte er die Anordnungen in dem frühern Trauerspiel beginnen, wobei er aber dennoch den Ausgang desselben vorläufig unentschieden lassen mußte. Daß dieser Ausgang nicht so seyn dürfe, wie er durch die Geschichte angegeben wird, wo ihn ein unglücklicher Zu-

fall herbeiführt, blieb für immer ausgemacht. Daß er tragisch, daß er der Würde des Ganzen angemessen seyn müsse, war eben so unzweifelhaft. Nur blieb die schwierige Frage zu lösen, wie, durch wen, oder auf welche Art das Ende herbeizuführen sey? Schiller konnte hierüber so wenig mit sich einig werden, daß er sich vornahm, alles Frühere vorher auszuarbeiten, die Katastrophe durch nichts errathen zu lassen, und obige Zweifel, erst wenn das Uebrige fertig wäre, zuletzt zu entscheiden.

Beinahe ein Monat war verflossen, und Fiesco noch immer nicht vollendet; ja wäre der Dichter nicht gezwungen gewesen, Alles zu versuchen, um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, so wäre dieses Stück sicher erst dann umgearbeitet worden, wenn er das bürgerliche Trauerspiel ganz fertig vor sich gesehen hätte.

Nur diejenigen, welche nicht selbst Fähigkeiten zu Arbeiten haben, wobei Begeisterung und Einbildungskraft beinahe ausschließend thätig seyn müssen, können diese Unentschlossenheit, diese Zögerungen Schillers eines Tadels würdig finden. Zu Werken des ruhigen Verstandes, der kalten Ueberlegung läßt sich der Geist leichter beherrschen, sogar öfters nöthigen; da im Gegentheil Dichter oder Künstler auf den Augenblick warten müssen, wo ihnen die Muse erscheint, und diese, so freigebig sie auch gegen ihre Lieblinge ist, sich doch alsobald mit Sprödigkeit wegwendet, wenn die dargebotenen Gaben nicht augenblicklich erhascht werden. Aus diesen Gründen lassen sich bei einem Jüngling,

deſſen Trieb zur Dichtung ſo vorherrſchend iſt, daß alle übrigen Eigenſchaften bloß dieſem zu dienen beſtimmt ſind, Ideen, die ſein Inneres aufgeregt haben, ſo wenig abwehren, daß, wenn er es auch verſuchen wollte, ſie doch immerdar den Hintergrund ſeiner Gedanken bilden würden, und er nicht früher zur Ruhe gelangen könnte, bis er nicht wenigſtens die Zeichnung entworfen hätte.

Daß Schiller unter dieſen Hochbegünſtigten Apollo's einer der vorzüglichſten war, dafür ſpricht jede Zeile, die er niederſchrieb. Aber auch ungerechnet die Verhinderungen, welche ihm ſein eigenes Talent in den Weg brachten, konnte die Urſache, wegen welcher er den Fiesco gerade jetzt beendigen mußte, für ihn nichts weniger als erfreulich ſeyn. Denn ſo hoch er die Gaben des Himmels achtete, ſo gleichgültig war er gegen diejenigen, welche die Erde bietet, und es war gewiß nicht ermunternd, zur Erwerbung der letztern ſich gezwungen zu wiſſen. Der Aufenthalt in Oggersheim war in dem feuchten, trüben Octobermonat gleichfalls nicht erheiternd.

Mochten auch die nach Mannheim und Frankenthal führenden Pappelalleen anfangs recht hübſch ausſehen, ſo fand man doch bald, daß ſie nur darum angepflanzt ſeyen, um die flache, kahle, ſandige Gegend zu verbergen; daher waren die Reiſenden um ſo früher an der mageren Ausſicht geſättigt, als ſie von zarter Jugend an an die üppigen Umgebungen von Ludwigsburg und Stuttgart gewöhnt waren, wo, be-

sonders bei letzterer Stadt, überall Gebirge das Aug erfreuen, oder schon die ersten Schritte aus den Stadthoren in Gärten oder gut gepflegte Weinberge führen.

Im Hause selbst war der Wirth von rauher, barter Gemüthsart, welche seine Frau und Tochter, die sehr sanft und freundlich waren, öfters auf die heftigste Art empfinden mußten. Nur der Kaufmann des Orts war ein Mann, mit dem sich über mancherlei Gegenstände sprechen ließ, da er ein sehr großer Freund von Büchern, und, zu seinem nicht geringen Nachtheil, ein wahrhaft ausübender Philosoph war. Wollte Schiller mit Meier oder Herrn Schwan sich unterreden, so konnte er nur um die Zeit der Dämmerung in die Stadt gehen, wo er dann über Nacht bleiben mußte, und erst bei Anbruch des Tages zurückkehren konnte. S. war, was diesen Umstand betraf, viel freier, weil er für sich keine Gefahr befürchten zu dürfen glaubte. Er war manchen halben Tag daselbst, um Bekanntschaften anzuknüpfen, die ihm in der Folge sehr nützlich wurden.

Der October nahte sich seinem Ende, und mit diesem auch die Baarschaft, welche beide mit hieher gebracht hatten. Es blieb kein anderes Mittel, als daß S. noch einmal nach Haute schrieb und seine Mutter bat ihm den Rest des ihm nach Hamburg bestimmten Reisegeldes hieher zu schicken, indem er wahrscheinlich genöthigt seyn werde in Mannheim zu bleiben, wenn

ſich das Schickſal Schillers nicht ſo vollſtändig verbeſſere, als beide erwarteten.

Endlich war in den erſten Tagen des Novembers das Trauerſpiel Fiesco für das Theater umgearbeitet, und ihm der Schluß gegeben worden, welcher der Geſchichte, der Wahrſcheinlichkeit am angemeſſenſten ſchien. Man darf glauben, daß die letzten Scenen dem Dichter weit mehr Nachdenken koſteten, als das ganze übrige Stück, und daß er den begangenen Fehler, die Art des Schluſſes nicht genau vorher beſtimmt zu haben, mit großer Mühe gut zu machen ſuchen mußte. Aber in welchen unruhigen Umſtänden befand ſich der unglückliche Jüngling, als er dieſes Trauerſpiel entwarf! Und wie war die jetzige Zeit beſchaffen, in welcher er ein Werk ausführen ſollte, zu dem die ruhigſte, heiterſte Stimmung erfordert wird, die durch keine Bedrückung des täglichen Lebens, keine Beängſtigung wegen der Zukunft geſtört werden darf, wenn die Arbeit zur Vollkommenheit gebracht werden ſoll! Seine lebhafte, kühne Phantaſie, ſonſt immer gewöhnt ſich mit den Schwingen des Adlers in den höchſten Regionen zu wiegen, wie ſtark war dieſe von der traurigen Gegenwart niedergehalten! mit welchen ſchweren bleiernen Gewichten zu dem Gemeinen, Niedrigen des Lebens herab gezogen! — In den verfloſſenen neun Jahren durfte er ſeinem leidenſchaftlichen Hang zur Dichtkunſt nur verſtohlenerweiſe einige Minuten, höchſtens Stunden opfern; denn er mußte Studien treiben und Geſchäfte verrichten, die mit ſeinen Neis-

gungen, seinem mit poetischen Bildern überfüllten Geist in dem härtesten Widerspruch standen; und es gehörten so reiche Anlagen wie er besaß dazu, um über die vielen stets sich erneuernden Kämpfe nicht in Wahnsinn zu verfallen, so wie sein weiches, zartes Gemüth, um sich allen Anforderungen zu fügen. Ohne eigene Erfahrung hätte er in späterer Zeit seinen poetischen Lebenslauf in der herrlichen Dichtung „Pegasus im Joche" unmöglich so getreu darstellen, so natürlich zeichnen können, daß derjenige, der mit seinen Verhältnissen vertraut war, recht wohl die Vorfälle deuten kann, auf die es sich bezieht. Laßt uns den Dichter wegen der Mängel, die sich in Fiesco, in Cabale und Liebe finden, nicht tadeln; vielmehr verdient es die höchste Bewunderung, daß er bei den ungünstigsten äußern Umständen die Kräfte seines Talentes noch so weit bemeistern konnte, um zwei Werke zu liefern, denen, um ihrer vielen und großen Schönheiten willen, die späte Nachwelt noch ihre Achtung nicht versagen wird.

Mit weit mehr Ruhe und Zufriedenheit als früher begab sich Schiller nach der Stadt, um Herrn Meier das fertige und ins Reine geschriebene Manuscript einzuhändigen. Da er alles geleistet, was der Gegenstand zuließ, oder von dem er hoffen konnte, daß es den Wünschen des Baron Dalberg so wie zugleich den Forderungen der Bühne angemessen sey, so glaubte er auch, daß seine Bedrängnisse bald beendigt seyn würden, und er das Leben auf einige Zeit mit frohem

Muthe werde genießen können. Es verging jedoch eine ganze Woche, ohne daß der Dichter eine Antwort erhielt, die ihm doch auf die nächsten Tage zugesagt worden. Um der Ungewißheit ein Ende zu machen, entschloß er sich an Baron Dalberg zu schreiben, und sich noch einmal zu Herrn Meier zu begeben, um eine Auskunft über das, was er erwarten könne, zu erhalten.

Es war gegen die Mitte Novembers, als Schiller und S. des Abends bei Herrn Meier eintraten, und diesen nebst seiner Gattin in größter Bestürzung fanden, weil kaum vor einer Stunde ein würtembergischer Officier bei ihnen gewesen sey, der sich angelegentlich nach Schillern erkundigt habe. Herr Meier hatte nichts gewisser vermuthet, als daß dieser Officier den Auftrag habe, Schillern zu verhaften, und demzufolge betheuert, daß er nicht wisse, wo dieser sich gegenwärtig befinde. Während dieser Erklärung klingelte die Hausthür, und man wußte in der Eile nichts Besseres zu thun, als Schiller mit S. in einem Cabinet, das eine Tapetenthüre hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter vom Hause, der gleichfalls voll Bestürzung aussagte: er habe den Officier auf dem Kaffeehause gesprochen, der nicht nur bei ihm, sondern auch bei mehrern Anwesenden sehr sorgfältig nach Schillern gefragt habe; allein, er seinerseits hätte versichert, daß der Aufenthalt desselben jetzt ganz unbekannt wäre, indem er schon vor zwei Monaten nach Sachsen abgereis't sey. Die Gesuch-

teten kamen aus ihrem Versteck hervor, um die Uniforms-Aufschläge und das Persönliche des Officiers zu erforschen, weil es vielleicht auch einer von den Bekannten Schillers seyn konnte; allein die Angaben über alles waren so abweichend, daß man unmöglich auf eine bestimmte Person rathen konnte. Noch einigemal wiederholte sich dieselbe Scene durch neu Ankommende, die mit den Andern voller Aengstlichkeit um die beiden Freunde waren, weil diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch auch nach Oggersheim zurückgehen konnten.

Wie aber der feine, gewandte Sinn des zarteren Geschlechtes allezeit noch Auswege findet, um Verlegenheiten zu entwirren, wenn die Männer — immer gewohnt nur starke Mittel anzuwenden — nicht mehr Rath zu schaffen wissen, so wurde auch jetzt von einem schönen Munde ganz unerwartet das Mittel zur Rettung ausgesprochen. Madame Curioni (mit Dank sey heute noch ihr Name genannt) erbot sich, Schillern und S. in dem Palais des Prinzen von Baden, über welches sie Aufsicht und Vollmacht hatte, nicht nur für heute, sondern so lange zu verbergen, als noch eine Verfolgung zu befürchten wäre. Dieses mit der anmuthigsten Güte gemachte Anerbieten, wurde mit um so lebhafterer Erkenntlichkeit aufgenommen, da man daselbst am leichtesten unerkannt seyn konnte, und sich auch niemand, in der Absicht um jemand zu verhaften, in dieses Palais hätte wagen dürfen. Auf der Stelle wurden die nöthigen Anstalten zur Aufnahme

der verfolgt Geglaubten getroffen, und sie dann sogleich dahin geleitet. Herr Meier hatte versprochen, am nächsten Morgen zum ersten Secretär des Ministers Grafen von Oberndorf zu gehen, um diesen, da er ihn sehr gut kenne, zu fragen, ob der Officier in Aufträgen an das Gouvernement hier gewesen sey?

Das Zimmer, welches den beiden Freunden als Zuflucht angewiesen worden, war sehr schön und geschmackvoll, mit Nothwendigem so wie Ueberflüssigem ausgestattet. Unter den zahlreichen Kupferstichen, mit denen die Wände behangen waren, befanden sich auch die zwölf Schlachten Alexanders, von Lebrun, welche den Betrachtenden bis spät in die Nacht die angenehmste Unterhaltung gewährten. Gegen zehn Uhr des andern Morgens wagte sich S. aus dem Palais, um sich zu Herrn Meier zu begeben, und zu vernehmen, ob etwas zu befürchten sey? Diesen aber hatten seine eigenen Sorgen schon in aller Frühe zu dem Secretär des Ministers getrieben, von dem er die Versicherung erhielt, daß der Officier keine Aufträge an Graf Oberndorf gehabt, und sich auch aus dem Meldzettel des Gastwirths ergebe, daß er schon gestern Abend um sieben Uhr abgereis't sey. Nach einigen kurzen Besuchen begab sich S. sogleich zu Schillern, um ihm diese beruhigende Kunde zu überbringen, und ihn aus seinem schönen Gefängniß zu befreien, welches er auch sogleich verließ, um sich zu Herrn Meier zu verfügen.

Hier wurde nun die unsichere Lage des Dichters umständlich besprochen, welche der unnützen Angst von

gestern ungeachtet, eben so gefährlich für ihn selbst, als für jeden, der Antheil an ihm nahm, beunruhigend schien. Schiller mußte zugeben, daß er für jetzt nicht in Mannheim verweilen könne, so willkommen es ihm auch gewesen wäre, für das Theater wirksam zu seyn, und zugleich durch Anschauung der aufgeführten Stücke seine Einsicht in das Mechanische der Bühne zu erweitern. Daher wurde mit allgemeiner Zustimmung seiner Freunde von ihm beschlossen, daß, sobald die Annahme seines Fiesco entschieden sey, er sich sogleich nach Sachsen begeben wolle. Daß er, aller etwa anzustellenden Nachforschungen ungeachtet, daselbst einen sichern, von allen Sorgen befreiten Aufenthalt finden könne, dafür hatte er glücklicherweise schon in Stuttgart Anstalten getroffen. Frau von Wolzogen, die ihn sehr hoch achtete, und deren Söhne mit ihm zugleich in der Akademie erzogen worden, hatte ihm, als er ihr nach seinem Arrest den Vorsatz von Stuttgart entfliehen zu wollen vertraute, feierlich zugesagt, ihn auf ihrem in der Nähe von Meiningen liegenden Gute — Bauerbach — so lange wohnen und mit allem Nöthigen versehen zu lassen, als er von dem Herzog eine Verfolgung zu befürchten habe. Dieses, in einer guten Stunde erhaltene Versprechen wollte jetzt Schiller benützen, und schrieb sogleich an diese Dame nach Stuttgart, wo sie sich aufhielt, um die nöthigen Vollmachten, damit er in Bauerbach aufgenommen werde.

Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die Ent-

ſcheidung des Baron Dalberg über Fiesco, welche ganz kurz beſagte: „Daß dieſes Trauerſpiel auch in der vorliegenden Umarbeitung nicht brauchbar ſey, folglich daſſelbe auch nicht angenommen, oder etwas dafür vergütet werden könne.“

So zerſchmetternd für Schiller ein Ausſpruch ſeyn mußte, der die Hoffnung, das quälende, ſeine ſchönſten Augenblicke verpeſtende Geſpenſt einer kaum des Namens werthen Schuld von ſich zu entfernen, auf lange Zeit zerriß — ſo ſehr er es auch bereute, daß er ſich durch täuſchende Verſprechungen, durch ſchmeichelnde, leere, glatte, hohle Worte hatte aufreizen laſſen, von Stuttgart zu entfliehen — ſo ungewöhnlich es ihm ſcheinen mochte, daß man ihn zur Umarbeitung ſeines Stückes verleitet, die ihm nahe an zwei Monate Zeit gekoſtet, all ſein Geld aufzehrte, und ihn noch in neue Schulden verſetzte, ohne ihn auf eine entſprechende Art dafür zu entſchädigen, oder auch nur anzugeben, worin denn die Unbrauchbarkeit dieſes Trauerſpiels beſtehe — ſo ſehr dieſes alles ſein großmüthiges Herz zernagte, ſo war er dennoch viel zu edel, viel zu ſtolz, als daß er ſein Gefühl für eine ſolche Behandlung hätte errathen laſſen. Er begnügte ſich gegen Herrn Meier, der ihm dieſe abweiſende Entſcheidung einhändigen mußte, zu äußern: er habe es ſehr zu bedauern, daß er nicht ſchon von Frankfurt aus nach Sachſen gereiſt ſey.

Um jedoch den Leser zu versichern, daß die Mitglieder des Theater-Ausschusses, denen Fiesco zur Prüfung vorgelegt worden, die Meinung ihres Chefs nicht völlig theilten, werde schon jetzt das Votum eines derselben, das Schiller ein Jahr später in dem Protocoll des Theaters fand, angeführt.

„Obwohl dieses Stück für das Theater noch Einiges zu wünschen lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sey dennoch die Schönheit und Wahrheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiemit ersucht werde, dem Verfasser als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste, eine Gratification von acht Louisd'or verabfolgen zu lassen."

Unterzeichnet war:

Iffland.

Allein Se. Excellenz Freiherr von Dalberg konnten diesem Gutachten, das noch heute Iffland die größte Ehre bringt, ihren Beifall nicht schenken, sondern entließen den Dichter eben so leer in Börse und Hoffnung aus Mannheim, wie er vor zwei Monaten daselbst angekommen war.

Das Nächste, das Einzige und Letzte, was nun zu thun war, unternahm Schiller sogleich, indem er zu Herrn Schwan ging, und ihm Fiesco für den Druck anbot. Herr Schwan, der als Gelehrter und Buchhändler den Ruf eines vortrefflichen Mannes mit vollem Rechte genoß, übernahm dieses Stück mit großer Be-

reitwilligkeit, und bedauerte nur, als er es durchlesen, daß er die vortreffliche Dichtung nicht höher, als den gedruckten Bogen mit einem Louisd'or honoriren könne, da ihm durch die überall lauernden Nachdrucker kein anderer Gewinn übrig bleibe, als den er von dem ersten Verkauf ziehe.

Was Schillern aber unter allen diesen Widerwärtigkeiten am Schmerzlichsten fiel, war der Gedanke, daß er seinen Freund S. in sein böses Schicksal mit verflochten, indem dieser all das Geld, das er zu der vorgehabten Reise nach Hamburg hätte verwenden sollen, in der Hoffnung, daß der Dichter in Mannheim reichliche Unterstützung finden müsse, aufgeopfert hatte, und nun an keinen Ersatz zu denken war. Schon im August hätte S. nach Wien reisen sollen, wo ihn eine Aufnahme erwartete, die ihn zwar jeder Sorge für seine Bedürfnisse überhoben, aber in seiner Kunst nicht weiter gefördert hätte. Er zog es also vor, seine jungen Jahre nicht müßig zu vergeuden, sondern lieber nach Hamburg zu gehen, um, wenn es auch mit den größten Entbehrungen geschehen müßte, sich in der Musik so viel als möglich auszubilden; worin ihm auch Schiller, dem er diese Sache schon früher vertraut hatte, vollkommen beistimmte. Nun konnte S. weder in den einen noch in den andern Ort gelangen, indem seine Mutter nicht wohlhabend genug war, um ihm sogleich wieder neue Hülfe zukommen zu lassen. Nach allen Meinungen schien es das Beste zu seyn, daß er vor der Hand in Mannheim bleibe, weil noch

mehrere Mitglieder der kurfürstlichen Capelle daselbst wohnten, deren Unterricht oder Beispiel er benützen konnte, wozu die Herren Schwan, Meier und seine Freunde alles beizutragen versprachen. S. ergab sich in das, was vorläufig nicht zu ändern war, viel williger, als daß er jetzt schon in die Stadt ziehen, und Schillern noch acht bis zehn Tage in Oggersheim allein lassen sollte. Allein es mußte seyn. Beide hatten sich aufgezehrt; im Gasthof war es zu theuer, und ihre Noth war schon so groß geworden, daß der Dichter seine Uhr verkaufen mußte, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben. Die letzten vierzehn Tage mußte man aber dennoch auf Borg leben, wo man dann auf der schwarzen Wirthstafel recht säuberlich mit Kreide geschrieben sehen konnte, was die Herren Schmidt und Wolf täglich verbraucht hatten.

Der arme Dichter erhielt für Fiesco gerade so viel, um besagte Kreidenstriche auslöschen zu lassen, um einige unentbehrliche Sachen für den Winter anzuschaffen, und um seine Reise bis Bauerbach ohne Furcht vor neuem Mangel bestreiten zu können. Der Antritt dieser Reise war auf den letzten November bestimmt. Da Schiller mit dem Postwagen über Frankfurt, Gelnhausen ꝛc. nach Meiningen gehen, sich aber auf der Post in Mannheim nicht zeigen wollte, so kam Hr. Meier mit ihm überein, ihn mit S. und einigen Freunden in Oggersheim abzuholen, und von da nach Worms zu bringen, wo er dann den nächsten Tag mit dem Postwagen abfahren könne.

An dem bestimmten Tage fuhren die Freunde nach Oggersheim, wo sie Schiller gerade beschäftigt fanden, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke, einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über die Zukunft beruhigen, oder seine Munterkeit befördern könnte. Allein bei ihm war dieß gar nicht so nöthig, als wohl bei den meisten Menschen, denen ihre Hoffnungen fehlschlagen, der Fall ist. Nur die Erwartung, die Ungewißheit einer Sache, hatte für sein Gemüth etwas Unangenehmes, Beunruhigendes. So wie aber einmal die Entscheidung eingetreten war, zeigte er all den Muth, den ein wackerer Mann braucht, um Herr über sich zu bleiben. Er übte — was wenige Dichter thun — seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus, und befolgte den Vorsatz des Carl Moor „die Qual erlahme an meinem Stolze" bei Umständen, in welchen jeden Andern die Kraft verlassen hätte.

Von Oggersheim brach die Gesellschaft bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms auf, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankam, um in dem Posthause, wo sie abgestiegen waren, von einer wandernden Truppe, Ariadne auf Naxos spielen zu sehen. Daß die Aufführung eben so ärmlich als lächerlich seyn mußte, ergibt sich schon daraus, daß an dem Schiffe, welches den Theseus abzuholen erschien, zwei Kanonen gemalt waren, und

daß der Donner, durch welchen Ariadne vom Felsen geschleudert wird, mittelst eines Sackes voll Kartoffeln, die man in einen großen Zuber ausschüttete, hervorgebracht wurde. Meier und seine Freunde fanden hier eine reiche Ernte für ihre Lust alles zu belachen und zu verspotten. Schiller aber sah mit ernstem, tiefem Blick, und so ganz in sich verloren auf das Theater, als ob er nie etwas Aehnliches gesehen hätte, oder es zum Letztenmal sehen sollte. Auch nach beendigtem Melodram konnten die Bemerkungen der Andern ihm kaum ein Lächeln entlocken; denn man sah es ihm an, daß er nicht gerne aus der Stimmung trete, die sich seiner bemächtigt hatte.

Das Nachteſſen, bei dem auch Liebfrauenmilch nicht fehlte, machten ihn jedoch etwas heiterer, so daß man endlich ganz wohlgemuth aufbrechen konnte, um nach Mannheim zurückzukehren, und dem Allen werth gewordenen Dichter das Lebewohl zu sagen. Meier und die Andern schieden sehr unbefangen und redselig.

Allein was konnten Schiller und sein Freund sich sagen? — Kein Wort kam über ihre Lippen — keine Umarmung wurde gewechselt; aber ein starker, lang dauernder Händedruck war bedeutender als alles, was sie hätten aussprechen können!

Die zahlreich verflossenen Jahre konnten jedoch bei dem Freunde die wehmüthige Erinnerung an diesen Abschied nicht auslöschen; und noch heute erfüllt es ihn mit Trauer, wenn er an den Augenblick zurück-

denkt, in welchem er ein wahrhaft königliches Herz, Deutschlands edelsten Dichter, allein und im Unglück hatte zurücklassen müssen!

Die außerordentlich strenge Kälte, welche in den ersten Tagen des Decembers herrschte, ließ um so weniger für den Dichter eine angenehme Reise erwarten, da er ohne schützende Kleidung, nur mit einem leichten Ueberrocke versehen, einige Tage und Nächte auf dem Postwagen zubringen mußte, dessen (damaliger) Schneckengang, selbst in einer bessern Jahreszeit, die Stunden zu Tagen ausdehnte.

Seine Freunde beklagten ihn sehr, und ihre zu spät erwachte Gutmüthigkeit erinnerte sich jetzt an manches Entbehrliche, womit ihm die rauhe Witterung weniger empfindlich hätte gemacht werden können; und jemehr die Mittel hierzu sich fanden, um so ernstlicher wurde bedauert, daß man nicht früher daran gedacht, oder deßhalb gemahnt worden.

Eben so natürlich war es auch, daß dieselben Menschen, welchen die Versprechungen, die Schillern gemacht worden, bekannt waren, und die ihm die Hoffnung, daß sie erfüllt würden, ganz unbezweifelt darstellten, jetzt auch ihren scharfen Tadel über seine Flucht äußerten, und solche für eben so leichtsinnig als unbegreiflich erklärten.

Daß er, um dem bisher erlittenen, unerträglichen Zwange zu entgehen, das Aeußerste gewagt — daß er durchaus nicht Arzt, sondern Dichter seyn wollte — daß er, um sich dem so reizend scheinenden Stande mit

ganzer Kraft widmen zu können, eine sehr kümmerliche Besoldung aufgeben konnte, schien eben so unüberlegt, als es wenige Kenntniß der Welt und ihrer Verhältnisse anzeigte.

Man berechnete sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte, und verglich damit die Einkünfte deutscher Dichter, die, wenn sie auch den größten Ruhm sich erworben, dennoch in einer Lage waren, welche man wahrhaft ärmlich nennen konnte.

Auch fürchtete man, daß die Erwartungen, die Schiller durch sein erstes Schauspiel erregt, viel zu groß wären, als daß er dieselben durch nachfolgende Werke befriedigen, oder seine Kräfte in gleicher Höhe erhalten könnte.

Der einzige, aber auch sehr warme Vertheidiger unseres Dichters war Iffland, der, den Beruf zum Schauspieler in sich fühlend, in noch jungen Jahren, bloß mit etlichen Thalern in der Tasche, und nur mit den am Leibe tragenden Kleidungsstücken versehen, seinem wohlhabenden Vater entfloh, um sich zu Ekhoff zu begeben, und in dessen Schule zu bilden. Iffland allein wußte die Lage Schillers gehörig zu würdigen, indem er aus eigener Erfahrung beurtheilen konnte, wie unerträglich es ist, ein hervorstechendes, angebornes Talent unterdrücken, die herrlichsten Gaben vermodern lassen zu müssen, und nur das gemeine Alltägliche thun zu sollen, oder gar durch Zwang zu dessen Ausübung angehalten zu werden. Nicht nur gab er dem muthigen Entschlusse Schillers seinen völligen

Beifall, ſondern machte auch mit dem ihm reichlich zu Gebot ſtehenden Witze, den Kleinmuth derer lächerlich, die es für ein Unglück halten, einige Meilen zu Fuß reiſen zu müſſen, oder zur gewohnten Stunde keinen wohlbeſetzten Tiſch zu finden. Seine treffenden Bemerkungen ließen die Verhältniſſe des Dichters in einem mehr heiteren Lichte erſcheinen. Vorläufig konnte man ſich in ſo fern beruhigen, als er doch auf einige Zeit wenigſtens gegen Mangel oder Verfolgungen geſichert war.

Nur wurde nicht mit Unrecht bezweifelt, ob ſeine dramatiſchen Arbeiten in gänzlicher Abgeſchiedenheit gefördert werden könnten, oder ob ſein Geiſt, von allem erheiternden Umgang abgeſchnitten, und bei Entbehrung der nöthigen Bücher nicht in kurzer Zeit abgeſtumpft würde? Sein tiefes Gefühl, ſeine friſche, jugendliche Kraft, ließen letzteres zwar nicht ſo bald befürchten; indeſſen vereinigten ſich doch alle Wünſche dahin, daß ein glücklicher Zufall eintreten, und für ihn die günſtigſten Umſtände herbeiführen möchte.

Seine Freunde waren auf die Nachrichten von ſeiner Ankunft ſehr geſpannt, und wurden durch nachſtehenden Brief an S. vollkommen beruhigt.

Bauerbach, den * December. 1782.

Liebſter Freund!

Endlich bin ich hier, glücklich und vergnügt, daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünſche; keine Bedürfniſſe ängſtigen mich mehr, kein

Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Täuschungen stören.

Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeit, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfes auf das Vollkommenste und Willigste besorgt. Ich kam Abends hieher — Sie müssen wissen, daß es von Frankfurt aus 45 Stunden hieher war — zeigte meine Briefe auf, und wurde feierlich in die Wohnung der Herrschaft abgeholt, wo man alles aufgeputzt, eingeheizt, und schon Betten hergeschafft hatte. Gegenwärtig kann und will ich keine Bekanntschaften machen, weil ich entsetzlich viel zu arbeiten habe. Die Ostermesse mag sich Anast darauf seyn lassen.

Schreiben Sie mir doch, wo Sie gesonnen sind zu bleiben. Halten Sie sich, wenn Sie zu Mannheim bleiben, nur immer steißig an Schwan, Meier und meine Freunde. Besser Sie bleiben aber nicht dort, und verfolgen ihren ersten Anschlag, der mir immer der vernünftigste schien.

Was Sie thun, lieber Freund, behalten Sie diese praktische Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrnen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, so muß man ein H.....t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eines von beiden, oder man sinkt unter.

Wenn Sie Ursache hätten nicht nach Wien zu ge-

hen, ſo könnte ich Ihnen allenfalls einen andern Ausweg anrathen, der mir von mehreren Seiten beſehen, nicht gar verwerflich ſcheint. Sie ſind jung, weit genug in Ihrer Kunſt, um brauchbar zu ſeyn, halten Sie ſich an einen Meiſter in einer großen Stadt, von dem Sie wiſſen, daß er viele Geſchäfte hat, laſſen Sie ſich auch zu dem Handwerksmäßigen ihrer Kunſt herab, machen Sie ſich ihm nützlich, ſo finden Sie erſtlich Gelegenheit den Mann zu ſtudiren, finden Brod, und wenn Sie weggehen Empfehlung. Der große Titian war Raphaels Farbenreiber. Weit gefehlt, daß ihm das ſchimpflich wäre, macht es ſeinem Namen nur deſto größere Ehre.

Empfehlen Sie mich bei Schwan, Meier, Cranz, Gern, Derain, dem Stein'ſchen Hauſe, auch auf dem Viehhof. Schreiben Sie mir, was ſich von dem Offizier, der mich aufſuchte, beſtätigt hat.

Noch etwas: bei dem neulichen ſchnellen Aufbruche von Oggersheim haben wir beide vergeſſen, die Zeche im Viehhof zu bezahlen. Ich will nicht haben, daß Sie in Schaden dabei kommen. Sie werden alſo, weil das Geld zu wenig beträgt, um 65 Stunden geſchickt zu werden, eine Anweiſung dafür und für andere aufgelegte Kleinigkeiten an Schwan bekommen, der mir, weil Fiesco gewiß mehr als 10 Bogen ſtark wird, noch Geld herauszahlen wird.

Jetzt muß ich eilen, das iſt bereits der 3te Brief, und wenigſtens noch ſo viel hab' ich zu ſchreiben.

Leben Sie recht wohl, lieber Freund, vergeſſen

Sie mich nicht, und seyn Sie vollkommen versichert, daß ich thätig an Sie denken werde, sobald sich meine Aussichten verschönern, welches, wie ich hoffe, nicht lange mehr anstehen soll. Noch einmal leben Sie recht wohl. Wenn Sie mir schreiben, legen Sie den Brief bei Schwan oder Meier nieder.

Ohne Veränderung ihr aufrichtigster

Schiller.

Da wir jetzt unseren so lang in ängstlichen Sorgen und Ungewißheit lebenden Dichter geborgen wissen, und, nach seinen eigenen Aeußerungen, mit seinen Lieblingsarbeiten und in einer Idyllenwelt lebend vermuthen dürfen, so sey es erlaubt, die Personen, denen er empfohlen zu seyn wünscht, dem Leser etwas näher bekannt zu machen, und mit einer kurzen Erklärung vorzustellen. Die Herren Schwan und Meier sind schon früher erwähnt worden. Herr Cranz — damals auf Kosten des Herzogs von Weimar in Mannheim, um sich bei Fränzel auf der Violine und bei Holzbauer in der Composition auszubilden — war bei Hrn. Meier Kostgänger, sah also Schiller sehr oft daselbst, der ihn auch wegen seines biederen, obwohl sehr trockenen Charakters wohl leiden mochte. Herr Gern der ältere, war ein braver, überall brauchbarer Schauspieler, so wie ein ausgezeichnet guter Baß-Sänger. Er betrat in Mannheim zuerst die Bühne, war täglich im Meier'schen Hause, und wurde dann später auf das Theater nach Berlin berufen.

In dem kleinen Oggersheim war Herr Dermin der einzige Kaufmann, welcher ſich aber weit mehr mit Politik, Literatur, beſonders aber mit Aufklärung des Landvolkes als mit dem Vertrieb ſeiner Waaren beſchäftigte.

Seinen Eifer für das Wohl der Landleute, die bei ihm Zucker, Kaffee, Gewürz oder andere entbehrliche Sachen kaufen wollten, trieb er ſo weit, daß er ihnen oft recht dringend vorſtellte, wie ſchädlich dieſe Dinge ſowohl ihnen als ihren Kindern ſeyen, und daß ſie weit klüger handeln würden, ſich an diejenigen Mittel zu halten, welche ihnen ihr Feld, Garten oder Viehſtand liefern könne. Daß ſolche Ermahnungen die Käufer eher abſchreckten als herbeizogen war ganz natürlich. Aber Herr Dermin, als ledziger Mann zwiſchen 40 und 50 Jahren, der ein kleines Vermögen beſaß, kümmerte ſich um ſo weniger hierüber, je ſeltner er durch das Geklingel ſeiner Ladenthür im Leſen oder in ſeinen Betrachtungen geſtört wurde. Das Gemüth des Mannes war aber von der edelſten Art, und eine große Beſcheidenheit machte ſeinen Umgang äuſſerſt angenehm. Er brachte auf eine ſonderbare Art in Erfahrung, wer denn eigentlich die Herren Schmid und Wolf ſeyen, die in ſeiner Nähe wohnten, und deren Bekanntſchaft er ſchon lange gewünſcht hatte.

Es wurden nämlich bei der gänzlichen Abänderung des Ladens die früher geſchriebenen Scenen gar nicht mehr beachtet, ſondern wie jedes unnütze Papier der-

handelt. Mit diesen, so wie mit vielen Blättern, worauf die Entwürfe zu Louise Millerin verzeichnet waren, wurde nun nichts weniger als schonend verfahren, was dann die Gelegenheit gab, daß die Frau Wirthin — die mit einer sehr großen Neigung zum Lesen eben so viele Neugier für alles Geschriebene verband — diese Blätter, deren Sprache ihr ganz neu und ungewöhnlich schien, sammelte, und solche zu Hrn. Dennin brachte, welchen sie öfters sprach, um ihm ihre häuslichen Leiden zu klagen, oder durch ein geliehenes Buch sich Trost und Vergessenheit zu verschaffen. Dieser zeigte den Fund seinem Verwandten, Herrn Kaufmann Stein in Mannheim, der eine sehr reizende und in allen neueren Werken der Dichtkunst ganz einheimische Tochter hatte.

S. war von Stuttgart aus Herrn Stein empfohlen. Die Blätter seines Reisegefährten wurden ihm vorgezeigt, und dasjenige, was mit der größten Standhaftigkeit jedem Manne verläugnet worden wäre, wußte das schmeichelnde Mädchen allmählich herauszulocken. Herr Dennin, dem unter Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit dieses Geheimniß auch anvertraut wurde, unterließ bei dieser Gelegenheit nicht, seine hohe Achtung für ausgezeichnete Dichter oder Schriftsteller auf das Herzlichste kund zu geben. Mit wahrem Eifer bat er um Erlaubniß, die Bekanntschaft eines noch so jungen und schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unter-

haltung in den trüben, nebligen November-Abenden eine wahre Erquickung war. Die Freundschaft und Achtung für Hrn. Derain erhielt sich auch noch in den nächstfolgenden Jahren.

Der Officier, dessen Erscheinung Schiller und seine Freunde in den größten Schrecken versetzte, war nach einem Schreiben von Schillers Vater an Herrn Schwan kein Verfolger, sondern ein akademischer Freund, der bei einer Reise ausdrücklich den Umweg über Mannheim machte, um den Dichter zu sprechen, welches aber, wie oben erwähnt, auf die sorgsamste Weise verhindert wurde.

Und hier ist auch der Ort, um den Leser zu versichern, daß der Herzog von Würtemberg auf keinerlei Weise jemals die geringste Vorkehrung treffen ließ, um seinen entflohenen Zögling wieder in seine Gewalt zu bekommen und zu bestrafen. Er mochte sich wohl erinnern, daß er Schiller wider dessen Willen, und fast zwangsweise in die Akademie aufgenommen — daß der Knabe so wie der Jüngling durch treffende, überraschende Antworten, durch untadelhafte Sitten seine wahrhaft väterliche Zuneigung sich erworben — daß ein schon im ersten Versuche sich so kühn aussprechendes Talent unmöglich durch einen militärischen Befehl unterdrückt werden könne. Oder war es Rücksicht gegen den ihm fast unentbehrlich gewordenen Vater; war es Antheil an dem Kummer der achtungswerthen Familie? — wollte er das mißbilligende Gefühl, das sich wegen der Gefangenhaltung Schubarts in ganz

Deutschland allgemein und laut äußerte, nicht noch weiter aufreizen? — War es natürliche Großmuth? — — Genug, der Herzog gab dieser Sache nicht die geringste Folge, und bewies dadurch ganz offenkundig, daß er die Flucht Schillers nur als einen Fehler, aber nicht als ein Verbrechen beurtheilte.

Nicht nur diese Gewißheit ergab sich aus dem Briefe des Vaters, sondern auch die Hoffnung, daß er dem Sohne noch mit warmer Liebe zugethan sey, und ihm, wenn der äußerste Fall einträte, die nöthige Unterstützung nicht versagen würde. Verglich man diesen Brief mit denen, welche Herr Schwan und S. aus Bauerbach erhalten, so konnten die Freunde des Dichters um so mehr unbesorgt seyn, als dieser mit seinem Zustand im höchsten Grade zufrieden schien, und sich nun nach einem Jahre voller Sorgen und Unruhe solchen Beschäftigungen widmen konnte, die, außer dem Vergnügen, das sie ihm selbst machten, auch noch mit Ehre und Vortheil verbunden waren.

Ohne Zweifel theilt jeder Leser diese Meinungen, und glaubt vielleicht, das Schicksal, nachdem es seine alles beugende Gewalt habe empfinden lassen, werde dem Ermüdeten nach so manchen Stürmen endlich Ruhe vergönnen?

Der Verfasser bedauert innigst, daß er diese Hoffnungen nicht bestätigen kann, sondern genöthigt ist, neue Schwierigkeiten zu melden, die sich in dem so friedlich scheinenden Zufluchtsorte ganz unerwartet er-

hoben; denn kaum vier Wochen nach dem erſten erhielt er nachſtehenden zweiten Brief.

H. den 11 Jän. 1793.

So bin ich doch der Narr des Schickſals! Alle meine Entwürfe ſollen ſcheitern! Irgend ein kindsköpfiſcher Teufel wirft mich wie ſeinen Ball in dieſer ſublunariſchen Welt herum.

Hören ſie nur!

Ich bin, wenn Sie den Brief haben, nicht mehr in Bauerbach. Erſchrecken Sie aber nicht. Ich bin vielleicht beſſer aufgehoben.

Frau von Wolzogen iſt wieder hier, und hat ihren Bruder, den Oberhofmeiſter von Marſchalk, der bei Bamberg eine Erbſchaft von beinahe 200,000 Gulden gethan, begleitet. Sie können ſich vorſtellen, mit welcher Ungeduld ich ihr entgegen flog — — — — Aber nun! —

Lieber Freund, trauen Sie niemand mehr. Die Freundſchaft der Menſchen iſt das Ding, das ſich des Suchens nicht verlohnt. Wehe dem, den ſeine Umſtände nöthigen, auf fremde Hülfe zu bauen. Gottlob! das Letztere war dießmal nicht.

Die gnädige Frau verſicherte mich zwar, wie ſehr ſie gewünſcht hätte ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu ſeyn — aber — ich werde ſelbſt ſo viel Einſicht haben, daß ihre Pflichten gegen ihre Kinder *vorgingen*, und *dieſe* müßten es unſtreitig entgelten, wenn der Herzog von W. Wind bekäme; das war mir genug. So ſchrecklich es mir auch iſt,

mich wiederum in einem Menſchen geirrt zu haben, ſo angenehm iſt mir wieder dieſer Zuwachs an Kenntniß des menſchlichen Herzens. Ein Freund — und ein glückliches Ungefähr riſſen mich erwünſcht aus dem Handel.

Durch die Bemühung des Bibliothekars Reinwald, meines ſehr erprobten Freundes, bin ich einem jungen Hrn. von Wrmb bekannt geworden, der meine Räuber auswendig kann, und vielleicht eine Fortſetzung liefern wird. Er war beim erſten Anblick mein Buſenfreund. Seine Seele ſchmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schweſter! — Hören Sie, Freund, wenn ich nicht dieſes Jahr als ein Dichter vom erſten Range figurire, ſo erſcheine ich wenigſtens als Narr, und nunmehr iſt das für mich Eins. Ich ſoll mit meinem Wrmb dieſen Winter auf ſein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir ſelbſt, und — der Freundſchaft leben, und was das Beſte iſt, ſchießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß das eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen ſoll.

Schreiben Sie mir nicht, bis Sie neue Adreſſen haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich ſey nicht mehr in Bauerbach, das iſt alles was Sie ſagen können. — — — — — —

Tauſend Empfehlungen an meinen lieben, guten Meier. Nächſtens ſchreib ich ihm wieder. Auch an Cranz. Gern u. ſ. f. viele Complimente. Mein neues Trauerſpiel, Louiſe Millerin genannt, iſt fertig.

Beiliegendes übergeben Sie an Schwan, dem Sie mich vielmals empfehlen.

Ohne Veränderung Ihr

Schiller.

So ſchien nun auch dieſer Plan geſcheitert, auf den nicht nur der Dichter ſelbſt ſeine größte, letzte Hoffnung geſetzt hatte, ſondern welcher auch als der ſicherſte von allen Freunden zur Befolgung angerathen war. Aufs neue war ſein Schiff den veränderlichen Winden preisgegeben, indem die Freundſaft mit Hrn. von Wrmb viel zu ſchwärmeriſch, mit viel zu großen Erwartungen geſchloſſen ſchien, als daß man auf einige Dauer hätte zählen können.

Größeres Vertrauen flößte die Bekanntſchaft mit Hrn. Reinwald ein, der Herrn Schwan als rechtlichen Mann, als Dichter und Schriftſteller bekannt war, und ſich gewiß um ſo inniger an Schiller anſchloß, je genügſamer dieſer in ſeinen Forderungen und anmuthiger im Umgange ſich gegen jeden zeigte.

Was die Aeußerungen der Frau von Wolzogen betrifft, ſo waren dieſe eben ſo verzeihlich als begreiflich; denn ihre Söhne, deren Bekanntſchaft Schiller den Schutz zu danken hatte, der ihm jetzt gewährt wurde, waren noch in der Akademie, und erfuhr der Herzog, von wem ſein flüchtiger Zögling verborgen gehalten werde, ſo konnte er leicht — vorausgeſetzt, daß er ſich zu einer Rache herablaſſen möge — ſeine Ungnade den Söhnen der Frau von Wolzogen auf

eine Art empfinden lassen, die ihr Glück nicht nur für jetzt, sondern auch in der Zukunft bedeutend gestört haben würde.

Der Verfolg zeigte jedoch, daß die Besorgnisse der Beschützerin entweder nicht sehr ernsthafter Art gewesen, oder daß Schiller seine Empfindlichkeit darüber zu besiegen wußte; denn er blieb nicht nur den ganzen Tag in Bauerbach, sondern brachte auch die Hälfte des folgenden Sommers daselbst zu. Durch ähnliche Nachrichten wie die, welche er seinem Freunde nach Mannheim schrieb, versetzte er auch seine älteste Schwester in die größte Unruhe, und ein Brief, den sie deßhalb an den Bruder schrieb, gab zufällig die Veranlassung zu ihrer Bekanntschaft mit Herrn Reinwald, die sich einige Jahre später in eine lebenslängliche Verbindung umwandelte. Aus dem Briefe des Herrn Reinwald an die Schwester von Schiller möge das Wichtigste, was sich hierauf bezieht (mit der damals gebräuchlichen Rechtschreibung) einen Platz finden.

Meiningen. 27ten Mai 1785.

Mademoiselle

Ein besonderer Zufall macht mich so frei, an die Schwester meines Freundes diese Zeilen zu schreiben. Unter etlichen Papieren, die Hr. D. S** nach einem Besuch bei mir liegen lassen, fand ich einen Brief von Ihnen. Es war wohl nicht Sorglosigkeit allein daran Schuld, sondern auch Vertrauen, denn ich glaube gänzlich, daß er mich liebt.

Ich fand in diesem Briefe, den ich gelesen und nochmals gelesen und abgeschrieben habe, so viel reifes Denken und so viel herzliche, besorgte Wohlmeinung gegen Ihren Herrn Bruder, daß ich mich gefreut habe, und scheue mich nicht, jeden Gedanken, der mir zu seiner Ausbildung oder Glückseligkeit einfällt, mit Ihnen zu theilen.

Vielleicht kann ich Ihnen oder Ihren lieben Eltern auch manche Unruhe benehmen, die Ihnen über die Situation Ihres Herrn Bruders aufsteigt, und ich werde gerade seyn und nicht schmeicheln ꝛc. ————

Mir ist es selbst Räthsel, warum sie (Fr. v. W.) so sehr Verachtung fürchtet, und daß sie auf die Veränderung von unseres Freundes Aufenthalt dringen soll; viele Umstände scheinen dem letzteren zu widersprechen, es müßte denn seyn, daß sie aus Beweggründen der Sparsamkeit handelte ꝛc. ꝛc. Alle Gefahren des Bekanntseyns wären gleich Anfangs vermieden gewesen, wenn man entweder niemanden auswärts geschrieben hätte, daß Ihr Herr Bruder da wäre, wo er ist, sondern nur Meinungen angegeben, oder wenn er wirklich in dem traurigsten Theile des Jahres hieher gezogen wäre. Hier residirt ein Herzog, den der Ihrige nicht im Geringsten deßhalb züchtigen kann, wenn er jemand da wohnen läßt, dem der würtembergische Hof ungünstig ist. Welche Verantwortung kann da der Fr. v. W. auf den Hals fallen.

Ihr Herr Bruder muß menschliche Charaktere viel kennen, weil er sie auf der Bühne schildern soll, item,

er muß sich durch Gespräche über Natur und Kunst durch freundschaftliche, innige Unterhaltung aufheitern, wenn durch Denken und Niederschreiben das Mark seines Geistes vertrocknet ist. Die Gegend, wo er sich jetzt aufhält, und die nur im Sommer ein wenig von der Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Ixions Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichter-Insel, und einen zweiten Winter da zugebracht, wird Hrn. D. S. völlig hypochondrisch machen.

Ich wünschte daher sehnlich, daß er künftigen Herbst in einer großen Stadt, wo ein gutes deutsches Theater ist, z. Er. in Berlin verweilte, doch unter dem Schutze gelehrter und rechtschaffener Männer, die ihn von der Ausgelassenheit bewahrten, die an diesem Orte herrscht.

Wien (wo ich ehedem selbst eine Zeit lang war) hat zwar weniger verderbte Sitten und mehr Teutschheit, aber der Fehler ist da, daß man mit dem Gelde gut umzugehen verlernt, denn man nimmt meist viel ein, und gibt noch mehr aus.

Noch scheint es aber nicht, daß Ihr Herr Bruder zum Weggehen inclinirt, er scheint ganz an seine Wohlthäterin gefesselt, die ihn von der Seite seines guten und dankbaren Herzens eingenommen hat.

Ich hatte die Idee ihn nach Pfingsten mit nach Gotha und Weimar zu nehmen, wo ich Freunde und Verwandte habe, zu denen ich eine Gesundheitsreise thun werde, ich wollte ihn den dasigen zum Theil

wichtigen Gelehrten präsentiren, ich wollte ihn wieder an die offne Welt und an die Gesellschaft der Menschen gewöhnen, die er beinah scheut, und sich allerhand Unangenehmes von ihnen vorstellt. Aber so geneigt er im Anfang zu meinem Vorschlag war, so sehr scheint jetzt sein Geschmack davon entfernt. Ich werde also das Vergnügen dieser Reise nicht mit ihm theilen können.

Wenn ich gleich unendlich dabei verliere, wenn Ihr Herr Bruder einst diese Gegend verlassen sollte, und keiner meiner bisherigen Freunde mir diesen Verlust ersetzen würde, so wollte ich doch lieber all mein Vergnügen der Ausbildung und Glückseligkeit eines so guten und künftig großen Mannes aufopfern ꝛc. ꝛc.

Leben Sie mit Ihren lieben Eltern wohl.

Ihr gehorsamster Diener und Verehrer

W. H. Reinwald.

Dieser Brief macht es wahrscheinlich, daß Schiller nicht, wie er im Januar Willens war, mit Hrn. von Wrmb nach Thüringen reis'te, sondern fortwährend in Bauerbach blieb. War dieß der Rath seines Freundes Reinwald? Oder bedachte er es selbst, daß sein Aufenthalt bei Hrn. von Wrmb von so zarter Beschaffenheit seyn würde, daß ein Wörtchen, ja nur eine Gebärde ihn wieder entfernen, und in die größte Verlegenheit setzen müßte?

Gewißheit kann der Verfasser hierüber nicht geben, indem er sich nicht erinnert, in der Folge mit Schillern

darüber gesprochen zu haben, und er auch einige Briefe von diesem aus (jetzt freilich sehr bedauerter) Nachlässigkeit verloren. Uebrigens müßte es auffallend scheinen, daß der gerechte, edle Stolz und Ehrgeiz des Dichters auch nur einen Augenblick es ertragen konnte, Frau von W. einer Verlegenheit auszusetzen, wenn wir nach obigem Brief nicht annehmen dürften, daß es ihr mit dem Dringen auf seine Entfernung nicht sehr ernst gewesen wäre. Außer diesem mochte auch Schillern der Umstand nachgiebiger machen, daß er hier frei von allen Sorgen für die kleinlichen Bedürfnisse des Lebens, ohne die mindeste Störung gänzlich seiner Laune, seinen Träumen, Idealen und dichterischen Entwürfen leben konnte; wo ihm kein Befehl vorschrieb, wie er gekleidet seyn müsse, oder die Minute bezeichnete, zu welcher er im Spital oder auf der Wachtparade erscheinen solle, und wo er nur seinen großartigen Gefühlen und der Freundschaft leben durfte.

Man muß den edlen Jüngling genau gekannt und in den Jahren 1781 und 82 mit ihm in (dem damals so zwangsvollen) Stuttgart gelebt haben, um gewiß zu seyn, daß ein nur einigermaßen leidliches Gefängniß, in welchem sein Thun und Lassen nicht vorgeschrieben worden wäre, ihm gegen seinen damaligen Zustand gehalten, als eine wirkliche Wohlthat erschienen seyn würde. Weiter unten werden wir aus einem Briefe von ihm selbst erfahren, daß nur die zuletzt angeführten Gründe die einzigen seyn konnten, welche ihm

den Aufenthalt in Bauerbach so werth und unvergeßlich machten.

Die Lobsprüche, welche ihm Herr Reinwald in seinem Brief ertheilt, beweisen, wie einnehmend seine Persönlichkeit gewesen, und wie duldsam er jede Eigenheit an Andern zu ertragen wußte, indem Hypochondrie und immerwährende Kränklichkeit Herrn Reinwald sehr reizbar und empfindlich machten, und er auch von der höchsten Bedächtlichkeit war. Aber der Kern dieses Mannes, seine Kenntnisse so wie sein Herz waren vortrefflich, und wir werden sehen, wie hoch Schiller diesen Freund achtete.

Hätte Herr Reinwald den jungen Dichter dazu vermocht, mit ihm nach Weimar und Gotha zu reisen, so würde er in ersterem Orte Goethe und Wieland kennen gelernt haben, die ihm, aller Wahrscheinlichkeit nach, einen Lebensplan vorgezeichnet, ihn mit Rath und Empfehlungen unterstützt, und in die nützlichsten Verbindungen gebracht hätten. Auch wären ihm dadurch zwei Jahre erspart worden, die er meistens in Verdruß zubrachte, und die von den nachtheiligsten Folgen für seine Gesundheit waren.

Was Schiller aber von dieser Reise abhielt, war die Sirenenstimme, die sich von dem Theater zu Mannheim wieder vernehmen ließ, und die seine Nerven so sehr in Schwingung versetzte, daß er ihren Lockungen nicht widerstehen konnte, und alles Andere von sich abwehrte. Denn schon im März 1783, also kaum 3 Monate später, nachdem der Dichter sieben

Wochen vergeblich in Oggersheim aufgehalten und auf eine äußerst harte Weise entlassen worden war, schrieb ihm Baron Dalberg wieder, um sich nach seinen theatralischen Arbeiten zu erkundigen, und zwar in solchen Ausdrücken, daß Schiller an Herrn Meier in Mannheim schrieb: „es müsse ein dramatisches Unglück in „Mannheim vorgegangen seyn, weil er von Baron „Dalberg einen Brief erhalten, dessen annähernde „Ausdrücke ihn auf diese Vermuthung brächten.“

Dieser Schluß war jedoch nur in so fern richtig, als Baron Dalberg, der sich sehr gern mit Umänderungen von Theaterstücken beschäftigte, und damals gerade Lanassa und Julius Caesar von Shakspeare unter der Scheere hatte, wohl fühlen mochte, daß Schiller zu solchen Arbeiten nicht ganz ungeeignet seyn dürfte. Auch geschah es oft, daß die Mitglieder des Theater-Ausschusses von Fiesco, so wie von dem bürgerlichen Trauerspiele Louise Millerin sprachen, dessen ganzer Plan S. bekannt war, und den dieser, da ihn kein Versprechen zur Geheimhaltung verpflichtete, so umständlich als lebhaft auseinandersetzte.

Am wahrscheinlichsten bleibt jedoch, daß sich Baron Dalberg der frühern Versprechungen und gegebenen Hoffnungen erinnerte, die er Schillern gemacht, und welche diesen zu seinem verzweifelten Schritte verleitet. Jetzt, nachdem der Herzog von Würtemberg nicht die mindeste Vorkehrung zur Habhaftwerdung des Flüchtlings getroffen, konnte mit voller Sicherheit und ohne sich im mindesten bloß zu stellen, demselben

Genugthuung gegeben, die öfters mahnenden Wünsche der Schauspieler erfüllt, so wie, durch Anstellung eines solchen Dichters, der Bühne ein Glanz ertheilt werden, der sie über alle andern von Deutschland erhob, und von welcher der größte Theil ihres Ruhmes auf deren Intendanten zurückstrahlen mußte.

Möge nun dieser oder jener Beweggrund den Brief des Baron Dalberg an Schillern veranlaßt haben, so ist es, zur Rechtfertigung des letztern, von der größten Wichtigkeit zu zeigen, daß er auch jetzt wieder, wie im Jahre 1781 angelockt, ja gewissermaßen zur Veränderung seines Aufenthaltes aufgefordert worden, ohne daß er es gesucht oder sich deßhalb beworben hätte. Der antheilnehmende Leser möge diesen Umstand um so weniger übersehen, weil es zur unparteiischen Beurtheilung des Schicksals und Benehmens des Dichters unumgänglich nothwendig ist zu wissen, durch wen und durch was er zu nachtheiligen Schritten verleitet worden. Nachfolgendes ist die Antwort (S. Schillers Briefe an Freiherrn von Dalberg S. 80), welche auf die Anfrage ertheilt wurde.

S. Meiningen den 5 April 1785.

Euer Excellenz verzeihen, daß Sie meine Antwort auf Ihre gnädige Zuschrift erst so spät erhalten

— — — — — — — — — —

Daß Euer Excellenz mich auch in der Entfernung noch in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders, als schmeichelhaft seyn. Sie wünschen zu hören, wie ich lebe? —

Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung, und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen es zu seyn.

E. E. scheinen, ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuchs, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünschte nichts, als solches zu verdienen; weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stück vorauszusagen. — —

— — — — — — — — — —

Wenn diese Fehler, die ich E. E. mit Absicht vorhersage, für die Bühne nichts Anstößiges haben, so glaube ich, daß Sie mit dem Uebrigen zufrieden seyn werden. Fallen sie aber bei der Vorstellung zu sehr auf, so wird alles Uebrige, wenn es auch noch so vortrefflich wäre, für Ihren Endzweck unbrauchbar seyn, und ich werde es besser zurückbehalten. — — — —

Dr. Schiller.

Wer diesen Brief gegen die früheren vergleicht, dem muß die kalte geschraubte Sprache desselben auffallen, indem darin durchaus nichts ist, woraus zu schließen wäre, Schiller bewerbe sich wieder um den Schutz des Baron Dalberg. Eher noch sind Vorwürfe gegen diesen nicht undeutlich ausgesprochen, denn die Schilderung der Unabhängigkeit und des Glücks, welches der Dichter jetzt genieße, scheint absichtlich als Gegensatz angeführt zu seyn.

Ungeachtet alles deſſen wurde der Briefwechſel fortgeſetzt, und Schiller konnte der ſüßtönenden Stimme um ſo weniger widerſtehen, als nach ſeinen Begriffen die Schaubühne, ſo wie die Arbeiten für dieſelbe einen Einfluß und eine Wichtigkeit hatten, die durch keine andere Kunſt oder Wiſſenſchaft bewirkt werden könne. Und bei der erſten Bühne Deutſchlands ſollte er nun Dichter, Lenker eines reinen, veredelten Geſchmackes werden! Jetzt wäre der Zeitpunkt eingetreten, wo er ſeine Ideale, die Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft lebend, handelnd der geſpannten Aufmerkſamkeit einer Menge von Zuſchauern vorführen könnte! Und dieſe ſo lang erſehnte Gelegenheit ſollte er zurückweiſen?

Zu viel wäre dieſes gefordert! Er mußte dem Anerbieten entſprechen, und traf auch in den erſten Tagen des Septembers 1783, nur von Herrn Meier und deſſen Frau erwartet, in Mannheim ein.

Seinem zurückgelaſſenen Freunde S. wurde abſichtlich von der ganzen Unterhandlung nichts geſagt, weil er ſich (da ſein eigenes Glück durch den unnützen Aufenthalt in Oggersheim geſtört worden) ſchon zu oft gegen das Verſprechen und Verlocken geäußert, und das Verfahren gegen den unglücklich gemachten Dichter bei ſeinem wahren Namen benannt hatte.

Auch wurde ihm durch dieſes Verheimlichen eine Ueberraſchung bereitet, die vollkommen gelang. Denn als er zur gewöhnlichen Stunde bei Herrn Meier eintrat, konnte er kaum ſeinen Augen glauben, daß es der in weiter Entfernung vermeinte Schiller ſey,

welcher mit der heitersten Miene und dem blühendsten Aussehen ihm entgegentrat.

Nach den herzlichsten Umarmungen, und nachdem die eiligsten Fragen beantwortet waren, kündigte Schiller seinem Freund an, daß er von Baron Dalberg als Theater-Dichter nach Mannheim berufen worden, und als solcher mit einer Besoldung von 300, sage: dreihundert, Gulden Reichswährung nächstens sein Amt antreten werde. Seine Zufriedenheit über diese Anstellung sprach aus jedem Wort, aus jedem Blick, und er mochte sich wohl denselben Himmel in der Wirklichkeit dabei denken, der auf dem Theater oft so täuschend dargestellt wird.

Unter dem ruhigen Genuß seiner Freunde und der Schaubühne — unter einer Menge von Planen und Besprechungen über seine künftigen Arbeiten vergingen mehrere Wochen, und ehe er noch an den Abänderungen des Fiesco oder der Louise Millerin etwas angefangen hatte, überfiel ihn das kalte Fieber, welches ihn anfänglich zu Allem untüchtig machte.

Der Sommer dieses Jahres 1783 zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Hitze aus, durch welche aus dem mit Morast und stehendem Wasser gefüllten Festungsgraben eine so faule, verderbene Luft entwickelt wurde, daß kaum die Hälfte der Einwohner von diesem Uebel verschont blieb. Auch verursachte die dumpfe Luft in dieser Festung, deren hohe Wälle jeden Zug, jede Strömung eines Windes verhinderten, bei allen Krankheiten gefährlichere Folgen als sonst, und der

Tod beraubte in der Mitte des Octobers Schiller eines Freundes, der ihm um so werther geworden, je mehr er Gelegenheit gehabt hatte, dessen edles, offenes Gemüth kennen zu lernen. Der Theater-Regisseur, Herr Meier, dessen schon so oft erwähnt worden, starb an einer anfangs unbedeutend scheinenden Krankheit, wodurch nicht nur seiner Frau und seinen Freunden, sondern auch seinen Kunstgenossen so wie der Schaubühne selbst ein sehr lang gefühlter Verlust verursacht wurde. Denn nicht allein war er als Mensch höchst achtungswerth, er war auch ein in Ekhoffs Schule gebildeter, sehr bedeutender Künstler, der in den meisten, vorzüglich aber in sanften Rollen nichts zu wünschen übrig ließ. Zur Rechtfertigung der ärztlichen Kenntnisse Schillers darf hier versichert werden, daß er die schlimmen Folgen der Mittel, welche der Theaterarzt verordnet hatte, voraussagte.

Wenn schon das Wechselfieber den thätigen, kühnen Geist des Dichters lähmte, so waren die Einwendungen, welche man gegen sein zweites Trauerspiel machte, und die er beseitigen sollte, noch weniger geeignet seine Einbildungskraft aufzuregen.

Die Bahn, die er sich in seinen Arbeiten für die Bühne vorgezeichnet hatte, war ganz neu und ungewöhnlich, daher es den Schauspielern, die meistens nur bürgerliche oder sogenannte Conversations-Stücke aufzuführen gewohnt waren, sehr schwer und mühsam wurde, die Ausdrücke des Dichters so zu geben, wie er sie schrieb, und in welche sich, ohne deren Sinn

zu ſtören oder ins Gemeine herabzuziehen, durchaus nichts aus der Umgangsſprache einflicken ließ. Daß bei den Räubern derlei Einwendungen weniger gemacht wurden, davon war der überwältigende Stoff, ſo wie die ergreifende Wirkung, welche die meiſten Scenen hervorbrachten, die Urſache. Beſonders eiferte letzteres jeden Mitwirkenden an, alle Kräfte beiſammen zu halten, um auch in den unbedeutend ſcheinenden Theilen keine Störung zu verurſachen, damit das Werk, ſo wie es aus der dichteriſchen Kraft entſprungen, ein erſtaunungswürdiges Ganzes bliebe.

Bei Fiesco war der Inhalt ſchon an ſich ſelbſt kälter. Die ſchlauen Verwicklungen erwärmten nicht; die langen Monologe, ſo meiſterhaft ſie auch waren, konnten nicht mit Begeiſterung aufgefaßt und geſprochen werden, indem ſich größtentheils nur der Ehrgeiz darin malte, und zu fürchten war, daß die Zuſchauer ohne Theilnahme bleiben würden. Man geſtand nicht gern, daß die Anſtrengung des Darſtellers mit dem zu erwartenden Beifall nicht im Verhältniß ſtehen möchte, weil erſtere zu groß und letzterer zu gering ſeyn würde.

Am meiſten wurde gegen den Schluß eingewendet, weil er weder den erſten Schauſpielern noch dem Publicum Genüge leiſten könne, und eine Empfindung zurücklaſſen müſſe, welche den Antheil, den man an dem Vorhergehenden des Stückes genommen, bedeutend ſchwächen würde.

Wenn man bedenkt, daß der tiefe, umfaſſende Geiſt Schillers ſich auch in ſpäterer Zeit nie bequemen

konnte, ein Stück so zu entwerfen und zu schreiben, daß es den Forderungen, oder eigentlicher zu reden — da vorzüglich die unterhaltenden Künste den geringern Kräften der Menge angepaßt werden müssen — dem Handwerksmäßigen des Theaters in allen seinen Theilen angemessen hätte seyn können; so kann man sich vorstellen, mit welchem Widerwillen er sich an Abänderungen (worunter nicht Abkürzungen verstanden sind) überhaupt, besonders aber wie bei Fiesco der Fall war, an solche sich machte, wo dem Verstand und der Wahrheit zugleich der stärkste Schlag versetzt werden müßte. War auch sein Kopf gewandt genug, um jede Begebenheit als möglich darzustellen, so mußte doch an die Stelle des Zerstörten etwas Neues geschaffen werden, das — wie jeder, dem Geistes- oder Kunstarbeiten bekannt sind, gestehen muß — entweder nicht so gut geräth, oder doch viel schwieriger als ersteres ist.

Indessen mußte er diese Einwürfe berücksichtigen, und, ungeachtet der Unterbrechungen durch seine Krankheit und die dadurch gestörte gute Laune, wurde er dennoch in der zweiten Hälfte des Novembers mit Umarbeitung des Fiesco fertig.

Nun mußte aber das ganze Stück ins Reine und in der genauen Folge geschrieben werden, wozu, da man diese beschwerliche Arbeit nicht von ihm verlangen konnte, ein Regiments-Fourier vorgeschlagen wurde, der eine sehr deutliche und hübsche Handschrift hatte. Da so Vieles aus der ersten Bearbeitung gestrichen,

zwischen hinein abgeändert oder ganz neu eingelegt war, so durfte die Anordnung dem Abschreiber nicht überlassen bleiben, sondern mußte ihm in die Feder gesagt werden.

In den ersten Stunden fühlte sich der Verfasser sehr behaglich, indem er nach Bequemlichkeit bald stehend, bald auf- und niedergehend vorsagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er seinen ihm so werth gewordenen Heiden Fiesco in Viesgo, die liebliche Leonore in Leohnohre, Calcagna in Kalikahnia verwandelt, und in den übrigen Eigennamen falsche Buchstaben, so wie die meisten Worte der gewohnten Rechtschreibung entgegen fand.

Seine Klagen hierüber waren eben so bitter als auf eine Art ausgesprochen, die zum Lachen reizte, indem er gar nicht begreifen konnte, daß jemand, der so schöne Buchstaben mache, nicht auch jedes Wort richtig sollte schreiben können.

Noch einmal, nachdem er den Mann vorher alle Namen ordentlich hatte aufzeichnen lassen, versuchte er es wieder vorzusagen. Als er aber dennoch fand, daß Fiesco jetzt mit einem F, und später mit einem V anfing, da verlor er die Geduld so gänzlich, daß er, um diese Augenmarter nicht länger aushalten zu müssen, sich entschloß, selbst das ganze Stück ins Reine zu schreiben. Er war so fleißig dabei, daß solches in der Mitte Decembers dem Baron Dalberg überreicht werden konnte. Zufrieden mit seiner in den verflossen

nen zwei Monaten bewiesenen Thätigkeit konnte der kranke Dichter allerdings seyn, obwohl diese, da er nur die vom Fieber freien Tage und die Nächte benützen konnte, seine Kräfte sehr abspannte, und sein sonst immer heiteres Gemüth sich öfters verdüsterte. Aber nicht allein eine solche Anstrengung war geeignet, jede muntere Laune zu verscheuchen, auch sein übriges Verhältniß, das in Beziehung des Einkommens im grellsten Widerspruch mit seinen frühern Erwartungen stand, mußte ihn schon darum zum Mißvergnügen reizen, weil ihm dieses in den Briefen von seiner Familie sehr bemerklich gemacht wurde. Besonders war der Vater sehr unzufrieden, seinen Sohn in einem so ungewissen, nichts dauernd zeigenden Zustand zu wissen, und er glaubte ihn nur dann für die Zukunft geborgen, wenn er wieder Arzt und unter dem Schutze des Herzogs wäre. Das Herz der Mutter, konnte es ruhig schlagen, wenn sie ihren Liebling in seiner Gesundheit, in seinem häuslichen Wesen, in seinen Sitten — die sie bei dem Theater sich zügellos denken mochte — im höchsten Grade gefährdet glaubte? Auch die älteste Schwester vereinigte ihre Wünsche mit denen der Eltern, und veranlaßte folgende Erwiederung des Bruders.

Mannheim am Neujahr 79.

Meine theuerste Schwester!

Ich bekomme gestern Deinen Brief, und da ich über meine Nachlässigkeit Dir zu antworten etwas ernsthaft nachdenke, so mache ich mir die bittersten Vorwürfe

von der Welt. Glaube mir, meine Beſte, es iſt keine Verſchlimmerung meines Herzens; denn ſo ſehr auch Schickſale den Charakter verändern können, ſo bin doch ich mir immerdar gleich geblieben — es iſt eben ſo wenig Mangel an Aufmerkſamkeit und Wärme für Dich; denn Dein künftiges Loos hat ſchon oft meine einſamen Stunden beſchäftigt, und wie oft warſt Du nicht die Heldin in meinen dichteriſchen Träumen! — Es iſt die entſetzliche Zerſtreuung, in der ich von Stunde zu Stunde herum geworfen werde, es iſt zugleich auch eine gewiſſe Beſchämung, daß ich meine Entwürfe über das Glück der Meinigen und über Deine insbeſondere, bis jetzt ſo wenig habe zur Ausführung bringen können. Wie viel bleiben doch unſere Thaten unſeren Hoffnungen ſchuldig! und wie oft ſpottet ein unerklärbares Verhängniß unſeres beſten Willens —

Alſo unſere gute Mutter kränkelt noch immer? Sehr gern glaube ich es, daß ein ſchleichender Gram ihrer Geſundheit entgegen arbeitet, und daß Medicamente vielleicht gar nichts thun — aber Du irrſt Dich, meine gute Schweſter, wenn Du ihre Beſſerung von meiner Gegenwart hoffſt. Unſere liebe Mutter nähret ſich gleichſam von beſtändiger Sorge. Wenn ſie auf einer Seite keine mehr findet, ſo ſucht ſie ſie mühſam auf einer andern auf. Wie oft haben wir alle uns das ins Ohr geſagt! Ich bitte dich auch, ihr es in meinem Namen zu wiederholen. Ich ſpreche ganz allein als Arzt — denn daß eine ſolche Gemüthsart das

Schicksal selbst nicht verbessern, daß sie mit einer Resignation auf die Vorsicht durchaus nicht bestehen könne, wird unser guter Vater ihr öfter und besser gesagt haben. Dein Zufall sieht mich wirklich nicht wenig an. Ich erinnere mich, daß Du ihn wehemal gehabt hast, und bin der Meinung, daß eine Lebensart mit starker Leibesbewegung, neben einer verdünnenden Diät ihn am besten hemmen werde. Nimm zuweilen eine Portion Salpeter mit Weinstein, und trinke auf das Frühjahr die Molken.

Du äußerst in deinem Brief den Wunsch mich auf der Stelle im Schoße der Meinigen zu sehen, und wiederholst den ehmaligen Vorschlag des lieben Papa's, beim Herzog um meine freie Wiederkehr in mein Vaterland einzukommen. Ich kann Dir nichts darauf antworten, Liebste, als daß meine Ehre entsetzlich leidet, wenn ich ohne Connexion mit einem andern Fürsten, ohne Character und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg, mich wieder da blicken lasse. Daß der Papa den Namen zu dieser Bitte hergibt, nützt mir wenig, denn jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und jedermann wird, so lang ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen in Würtemberg unterzukommen vermuthen.

Schwester, überdenke die Umstände aufmerksam; denn das Glück deines Bruders kann durch eine Ueber-

achtung in dieser Sache einen ewigen Stoß leiden. Ein großer Theil von Deutschland weiß von meinen Verhältnissen gegen euern Herzog und von der Art meiner Entfernung. Man hat sich für mich auf Unkosten des Herzogs interessirt — wie entsetzlich würde die Achtung des Publicums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Zurückkunft gesucht — daß meine Umstände mich meinen ehemaligen Schritt zu bereuen gezwungen, daß ich diese Versorgung, die mir in der großen Welt fehlgeschlagen, aufs neue in meinem Vaterlande suche. Die ehrne, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen, wenn ich sie nicht behaupte. Liebe zu den Meinigen, Sehnsucht nach dem Vaterland entschuldigt vielleicht im Herzen eines oder des andern redlichen Mannes, aber die Welt nimmt auf das keine Rücksicht. Verbrennen kann ich nicht verhindern, wenn der Papa es dennoch thut — nur dieses sage ich Dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Würtembergischen blicken laße, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, wenn ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Extremen gegen ihn zu rächen. Nunmehr weißt Du genug, um vermöchte in dieser Sache zu rathen.

Schließlich wünsche ich Dir und Euch allen von ganzem Herzen ein glückliches Schicksal im 1784sten Jahr; und gebe der Himmel, daß wir alle Fehler der vorigen in diesem wieder gut machen, geb' es Gott, daß das Glück sein Versäumniß in den vergangenen Jahren in dem jetzigen einbringe.

Ewig dein treuer Bruder

Friedrich S.

Wahrlich, ein Beweis, wie er als Sohn, Bruder und Mann dachte, läßt sich durch nichts so offen, kräftig und schön, als durch diesen Brief darstellen, dessen Inhalt um so schätzbarer ist, da er im größten Vertrauen geschrieben wurde, und sich keine Ursache finden konnte, einen Gedanken anders auszudrücken, als ganz so, wie er entstand. Denn diese Anhänglichkeit, diese kindliche und brüderliche Liebe war nebst dem stolzen Gefühl für Ehre und Erwerbung eines berühmten Namens der mächtigste Sporn für ihn, um durch sein Talent das Glück der Seinigen eben so gewiß als sein eigenes zu befördern. Schon in Stuttgart, noch eh' er den Entschluß zu entfliehen gefaßt hatte, war dieses sehr oft der Inhalt seiner vertrauten Gespräche, so wie es auch, da er die Unmöglichkeit einsah, diesen Wunsch in seinen drückenden Verhältnissen verwirklichen zu können, ein Grund mehr wurde sich eigenmächtig zu entfernen. Auf das treueste schildert er zehn Jahre später seine damaligen Erwartungen, in dem Gedichte, die Ideale:

„Wie sprang von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn;
Bis an des Aethers bleichste Sterne,
Erhob ihn der Entwürfe Zug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Worin ihr Flügel ihn nicht trug.“

„Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz!
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz.“

So waren seine Hoffnungen, als er das Kleinliche, Eigensüchtige der Menschen noch nicht aus der Erfahrung kannte; als quälende Sorgen mit ihren zackigten Krallen sich noch nicht an ihn geklammert hatten; als er noch glauben durfte, die Deutschen zu sich erheben, und ihnen etwas Höheres als bloße Unterhaltung darbieten zu können.

Nur zu bald mußte er ausrufen:

„Doch ach! schon auf des Weges Mitte
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte
Und einer nach dem andern wich.“

Aber sein Muth blieb dennoch unbeugsam! denn was tausend Andere in ähnlichen Verwicklungen niedergedrückt oder zur Verzweiflung gebracht hätte, wurde von seinem mächtigen Geiste — der immer nur das

höchste Ziel im Auge behielt — entweder gar nicht beachtet, oder, wenn es auch schmerzte, nur belächelt.

Im Verfolg der Erzählung wird das Gesagte noch weiter bestätigt werden.

Noch während der Umarbeitung des Fiesco wurde es eingeleitet, daß Schiller in die deutsche Gesellschaft zu Mannheim, von welcher Baron Dalberg Präsident war, aufgenommen werden solle. Außer der in Deutschland so sehr gesuchten Ehre eines Titels, hatte der Eintritt in diese Gesellschaft wenigstens den Vortheil, daß sie sich des unmittelbaren kurfürstlichen Schutzes erfreute, wodurch denn der Dichter, im Fall er noch von dem Herzog von Würtemberg angefochten worden wäre, wenigstens einigen Schutz hätte erwarten dürfen. Zu seinem Eintritt schrieb er die kleine Abhandlung: „Was kann eine gute, stehende Schaubühne wirken?“ welche noch immer die Mühe verlohnt, sie aufs neue durchzulesen, um den Zweck des Theaters überhaupt, und auch die Ansichten des Verfassers über die Wirkung desselben kennen zu lernen.

Einige Monate nach dieser Aufnahme faßte er den Plan eine Dramaturgie herauszugeben, um durch diese die Mannheimer Bühne als Muster für ganz Deutschland bilden, auch sich zugleich einen größern Wirkungskreis erwerben zu können. Anfangs glaubte man, daß es am besten seyn würde, die Aufsätze den Jahrbüchern der deutschen Geschichte einzuverleiben. Jedoch der ganze, so eifrig gefaßte und so viel versprechende Vorsatz scheiterte, indem diese Jahrbücher, die nur ernste,

trockene Forschungen enthielten, durch Berichte über ein so flüchtiges Ding, wie das Theater zu seyn scheint, profanirt geworden wären, und weil die Theatercasse, die von dem Dichter verlangte jährliche Schadloshaltung von 50 Ducaten nicht zu leisten vermochte. (Das Nähere hierüber findet sich in den Briefen an Baron Dalberg S. 104, 124.) Endlich in der Mitte Januars 1784 wurde das republicanische Schauspiel, Fiesco, aufgeführt, dessen, durch Unlenksamkeit der Statisten veranlaßten häufigen Proben dem Verfasser manchen Aerger, viele Zerstreuung, und öfters auch Aufheiterung verschafften. Es war alles, was die schwachen Kräfte des Theaters vermochten, angewendet worden, um das Aeußerliche des Stücks mit Pracht auszustellen; eben so wurden auch die Hauptrollen, Fiesco durch Böck, Verrina durch Iffland, der Mohr durch Beil, vortrefflich dargestellt, und manche Scenen erregten, sowohl für den Dichter als für die Schauspieler, bei den Zuschauern die lauteste Bewunderung. Aber für das Ganze konnte sich die Mehrheit nicht erwärmen; denn eine Verschwörung in den damals so ruhigen Zeiten war zu fremdartig, der Gang der Handlung viel zu regelmäßig, und was vorzüglich erkältete, war, daß man bei dem Fiesco ähnliche Erschütterungen, wie bei den Räubern erwartet hatte.

Dichter, Künstler, deren erstes Werk schon etwas Großes, Außerordentliches darstellt, und dessen Bearbeitung in gleicher Höhe mit dem Inhalt sich findet, können selten die Erwartungen in demjenigen, was sie

in der nächsten Folge liefern, ganz befriedigen, indem die Anzahl derer ganz unglaublich gering ist, die ein Kunstwerk ganz allein für sich, ohne Beziehung oder Vergleichung mit Anderm zu würdigen verstehen. Mit seltener Ausnahme hat jeder Zuhörer oder Zuschauer seinen eigenen Maßstab, mit dem er alles mißt, und wenn auch nur eine Linie über oder unter der als richtig erkannten Länge ist, es auch sogleich als untüchtig verwirft. Besonders werden die Werke der Einbildungskraft weit mehr nach dem Gefühl, das sie zu erregen fähig sind, als mit dem Verstande beurtheilt, und alle Leistungen, welche das erste im hohen Grad ansprechen — mögen sie übrigens noch so fehlerhaft seyn — werden der Menge weit mehr zusagen, als solche, bei denen der Verstand, die schöne weise Vertheilung, die freie Beherrschung des Stoffes, den großen Meister andeutet. Daher hatte Wieland vollkommen recht, als er in seinem ersten Brief an Schiller schrieb: „er hätte mit den Räubern nicht anfangen, sondern endigen sollen.“

Wir werden weiter unten erfahren, welcher Ursache es der Dichter beigemessen, daß Fiesco in Mannheim die gehoffte Wirkung nicht hatte.

Nach einigen Wochen Erholung begann er die Umarbeitung von Louise Millerin, bei welcher er wenig hinzuzufügen brauchte, wohl aber vieles ganz weglassen mußte. Schien ihm nun auch dieses ganze bürgerliche Trauerspiel ziemlich mangelhaft angelegt, so ließ sich doch an den Scenen, die den meisten An-

theil zu erregen versprachen, nichts mehr ändern; sondern er mußte sich begnügen, die hohe Sprache herabzustimmen, hier einige Züge zu mildern, und wieder andere ganz zu verwischen. Manche Auftritte, und zwar nicht die unbedeutendsten, gründen sich auf Sagen, die damals verbreitet waren, und deren Anführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen, und gab sich nur Mühe, alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen für ihn daraus entstünden.

Während dieser Umarbeitung brachte Iffland sein Verbrechen aus Ehrsucht auf die Bühne.

Er war so artig, es Schillern vor der Aufführung einzuhändigen und ihm zu überlassen, welche Benennung dieses Familienstück führen solle, und dem der bezeichnende Name, den es noch heute führt, ertheilt wurde. Der außerordentliche Beifall, den dieses Stück erhielt, machte die Freunde Schillers nicht wenig besorgt, daß dadurch seine Louise Millerin in den Schatten gestellt werde, denn niemand erinnerte sich, daß ein bürgerliches Schauspiel jemals so vielen Eindruck hervorgebracht hätte. Letzteres durfte jedoch meistens der Darstellung beigemessen werden, die so lebendig, der ganzen Handlung so angemessen war, und in allen Theilen so rund von Statten ging, daß man den innern Gehalt ganz vergaß, und, von der Begeisterung des Publicums mit fortgerissen, sich willig täuschen ließ.

Nicht lange nachher kam die Vorstellung des neuen Trauerspiels unseres Dichters an die Reihe, welchem Iffland, dem es vorher übergeben wurde, die Aufschrift: „Cabale und Liebe" ertheilte. Um der Aufführung recht ungestört beiwohnen zu können, hatte Schiller eine Loge bestanden, und seinen Freund S. zu sich dahin eingeladen.

Ruhig, heiter, aber in sich gekehrt, und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrauschen des Verhanges. Aber als nun die Handlung begann — wer vermöchte den tiefen, erwartenden Blick — das Spiel der unteren gegen die Oberlippe — das Zusammenziehen der Augenbraunen, wenn etwas nicht nach Wunsch gesprochen wurde — den Blitz der Augen, wenn auf Wirkung berechnete Stellen diese auch hervorbrachten — wer könnte dieß beschreiben! — Während des ganzen ersten Aufzuges entschlüpfte ihm kein Wort, und nur bei dem Schlusse desselben wurde ein „es geht gut" gehört.

Der zweite Act wurde sehr lebhaft, und vorzüglich der Schluß desselben mit so vielem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, nachdem der Vorhang schon niedergelassen war, alle Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben, und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Klatschen ausbrachen. Der Dichter wurde so sehr davon überrascht, daß er aufstand, und sich gegen das Publicum verbeugte. In seinen Mienen, in der edlen, stolzen Haltung zeigte sich das Bewußtseyn, sich selbst genug

gethan zu haben, so wie die Zufriedenheit darüber, daß seine Verdienste anerkannt und mit Auszeichnung beehrt würden.

Solche Augenblicke, in welchen das aufgeregte Gefühl eines bedeutenden Menschen sich plötzlich ganz unverhehlen und natürlich äußert, sollte man durch eine treue Zeichnung fest halten können; dieß würde einen Charakter leichter und bestimmter durchschauen lassen, als in Worten zu beschreiben möglich ist.

Die ungewöhnlich günstige Aufnahme dieses Trauerspieles war den Freunden Schillers beinah eben so erfreulich, als ihm selbst, indem sie, da seiner Arbeit nicht nur von Kennern, sondern auch von dem Publicum ein entschiedener Vorzug vor andern ähnlicher Art gegeben wurde, hoffen durften, daß er durch neue Werke, nicht wie bisher nur Ehre und Beifall, sondern auch solche Vortheile gewinnen werde, die seine Verhältnisse des Lebens befriedigender gestalten könnten. Der Theaterdirection konnte es gleichfalls willkommen seyn, daß in den verflossenen zwei Jahren auch zwei solche Stücke von ihm geliefert worden, deren Werth sich für eine lange Zukunft verbürgen ließ; und konnte er, wie es auch den Anschein hatte, so fortfahren, so war seine geringe Besoldung sehr gut angelegt.

In der Berauschung, die ein öffentlicher, mit Begeisterung geäußerter Beifall immer zur Folge hat, konnte er jedoch die Nachricht der Schwester (S. vor-

ſtehenden Brief), daß die Mutter aus Sehnſucht nach ihm kränklich ſey, nicht vergeſſen, und erlaubte es früher — nachdem keine ſeiner Erwartungen erfüllt war — ſein Stolz nicht, ſeiner Mutter ſich zu zeigen, ſo war dieſer durch den Titel eines Mitgliedes der kurpfälz'ſchen deutſchen Geſellſchaft, wie durch den überraſchenden Erfolg ſeiner zwei letzten Stücke, in ſo weit wenigſtens befriedigt, daß er mit gerechtem Selbſtgefühl ſeinen Angehörigen vor Augen treten durfte. Er entſchloß ſich daher, in Bretten, einem außerhalb der würtemberg'ſchen Gränze liegenden Städtchen, mit ſeiner Mutter und älteſten Schweſter zuſammen zu kommen, und wenige Tage nach der erſten Aufführung von Cabale und Liebe begab er ſich zu Pferd dahin.

Wäre es möglich, das tiefempfindende, ſorgenvolle Gemüth der Mutter, und die Wehmuth, mit der ſie ihren, nun aus ſeinem Vaterlande wie von ſeinen Eltern verbannten Liebling an die Bruſt drückte, die Lebhaftigkeit, den männlichen Verſtand der Schweſter, das zarte, weiche, ſich immer edel und ſchön ausſprechende Herz des Sohnes gehörig zu ſchildern, ſo wäre dieſes wohl eines der anziehendſten Gemälde, die ſich in dem Leben eines ſolchen Dichters und einer ſo ſeltenen Familie darbieten können. Es muß der Einbildungskraft des Leſers überlaſſen bleiben, dieſe Scene, nebſt dem nach kurzem Aufenthalte gewaltſamen Losreißen dreier vortrefflicher Menſchen, die das von zitternden Lippen gepreßte Lebewohl! für

lange, lange Zeit ausgesprochen glauben mußten, sich theilnehmend ausmalen zu können.

Es war ganz natürlich, daß der Wunsch des Vaters, wie der Mutter, dem Sohn auf das angelegentlichste empfohlen wurde, sich doch um eine sichere, dauernde Anstellung zu bewerben, damit seine eigenmächtige Entfernung gerechtfertigt, und sein Glück dauerhaft begründet seyn möge. Allein mit allem guten Willen hierzu, konnte er eine solche Veränderung nicht sogleich herbeiführen, und es blieb vorläufig nichts zu thun, als mit dem festen Vorsatz nach Mannheim zurückzukehren, durch neue sich auszeichnende Arbeiten seinem Schicksal eine bessere Wendung zu geben. Er glaubte, daß dieses ein Schritt dazu wäre, wenn er in Gesellschaft von Iffland und Beil, die zu Ende Aprils von Grosmann in Frankfurt auf Gastvorstellungen eingeladen waren, die Reise dahin machte, und dadurch den Kreis seiner Verehrer und Freunde erweiterte.

Bei seinem Aufenthalt daselbst wurde Verbrechen aus Ehrsucht, wie auch Cabale und Liebe gegeben. Seine Aeußerungen über die Verschiedenheit der Frankfurter gegen die Mannheimer Bühne, so wie über die Mitglieder von beiden, finden sich in seinen Briefen an Baron Dalberg.

Daß sich in Frankfurt diejenigen, welche Sinn für höhere Poesie hatten, an den Dichter drängten, der in so jungen Jahren schon so viele Beweise der Ueberlegenheit seines Geistes an den Tag gelegt, läßt

sich sehr leicht denken. Denn die Zeit war damals so ruhig, so harmlos, die Gedichte und Schauspiele Schillers trugen so sehr den Stempel der Größe und Neuheit, daß sich die jüngere Lesewelt nur mit diesen beschäftigte, und ihr alles, was zu gleicher Zeit die Presse in diesem Fache förderte, klein oder nichtsbedeutend schien.

Unter andern neuen Bekanntschaften machte er auch die des Doctor Albrecht und dessen Gattin, welche letztere (S. Schröders Leben) später das Theater betrat. Beide waren auch Freunde des Bibliothekars Reinwald in Meiningen, und erinnerten Schiller an die — Allen, deren Wirken nicht blos durch die Einbildungskraft geschieht, ganz unbegreifliche — Nachlässigkeit, diesem, dem er so viele Verbindlichkeit hatte, seit der Abreise aus Bauerbach noch nicht geschrieben zu haben.

Kaum nach Mannheim zurückgekehrt, beeilte er sich, seinen Fehler durch ein offenes Geständniß, wenn auch nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens zu mildern, und schrieb Herrn Reinwald folgenden Brief, dessen Inhalt für jeden seiner Verehrer nicht anders als höchst anziehend seyn kann.

Mannheim, den 1. Mai 84.

Bester Freund!

Mit peinigender Beschämung ergreife ich die Feder, nicht um mein langes Stillschweigen zu entschuldigen — kann wohl ein Vorwand in der Welt Ihre gerechten Ansprüche auf mein Andenken überwiegen? —

nein mein Theuerſter, um Ihnen dieſe Undankbarkeit von Herzen abzubitten, und Ihnen wenigſtens mit der Aufrichtigkeit, die Sie einſt an mir ſchätzten, zu geſtehen, daß ich mich durch nichts als meine Nachläſſigkeit rechtfertigen kann. Was hilft es Ihnen, wenn ich auch zu meiner Verantwortung anführe, daß ich Ausſichten hatte, Sie dieſen Frühling ſelbſt wieder zu ſehen, daß ich die tauſend Dinge, die ich für Sie auf dem Herzen habe, mündlich zu überbringen hoffte —

Dieſer Traum iſt verflogen, wir ſehen uns nunmehr ſo bald nicht, und nichts als Ihre Freundſchaft und Liebe wird mein großes Verſehen entſchuldigen. Glauben Sie wenigſtens, daß Ihr Freund noch der Vorige iſt, daß noch kein Anderer Ihren Platz in meinem Herzen beſetzt hat, und daß Sie mir oft, ſehr oft gegenwärtig waren, wenn ich von den Zerſtreuungen meines hieſigen Lebens in ſtilles Nachdenken überging. — Und jetzt will ich auch auf immer einen Artikel abbrechen, wobei ich von Herzen erröthen muß.

Wie haben Sie gelebt, mein Theurer? Wie ſteht es mit Ihrem Gemüth, Ihrer Geſundheit, Ihren Cutkeln, Ihren Ausſichten in beſſere Zukunft? — Iſt noch kein Schritt zu einer ſolidern Verſorgung geſchehen? Müſſen Sie ſich noch immer mit den Verdrießlichkeiten eines armſeligen Dienſtes herumſtreiten? — Hat auch Ihr Herz noch keinen Gegenſtand aufgefunden, der Ihnen Glückſeligkeit gewährte? —

Wie sehr verdienen Sie alle Seligkeiten des Lebens, und wie viele kennen Sie noch nicht! — Auch um einen Freund mußte ich Sie betrügen! Doch nein! Sie haben ihn niemals verloren, und werden ihn auch niemals verlieren.

Vielleicht wünschen Sie mit meiner Lage bekannt zu seyn. Was sich in einem Briefe sagen läßt, sollen Sie erfahren. —

Noch bin ich hier, und nur auf mich kommt es an, ob ich nach Verfluß meines Jahres, nämlich am 1 September, meinen Contract verlängern will oder nicht. Man rechnet aber indeß schon ganz darauf, daß ich hier bleiben werde, und meine gegenwärtigen Umstände zwingen mich beinahe auf längere Zeit zu contrahiren, als ich vielleicht sonst würde gethan haben. Das Theater hat mir für dieses Jahr in Allem 500 fl. Firum gegeben, wobei ich aber auf die jedesmalige Einnahme einer Vorstellung meiner Stücke Verzicht thun mußte. Meine Stücke bleiben mir frei zu verkaufen. Aber Sie glauben nicht, mein Bester, wie wenig Geld 600 — 800 fl. in Mannheim, und vorzüglich im theatralischen Cirkel ist — wie wenig Segen, möchte ich sagen, in diesem Geld ist — welche Summen nur auf Kleidung, Wohnung, und gewisse Ehrenausgaben gehen, welche ich in meiner Lage nicht ganz vermeiden kann. Gott weiß, ich habe mein Leben hier nicht genossen, und noch einmal so viel als an jedem andern Orte verschwendet. Allein und getrennt! — Ungeachtet meiner vielen Bekanntschaften,

dennoch einsam und ohne Führung, muß ich mich durch meine Oekonomie hindurchkämpfen, zum Unglück mit allem versehen, was zu unnöthigen Verschwendungen reizen kann. Tausend kleine Bekümmernisse, Sorgen, Entwürfe, die mir ohne Aufhören vorschweben, zerstreuen meinen Geist, zerstreuen alle dichterischen Träume, und legen Blei an jeden Flug der Begeisterung. Hätte ich jemand, der mir diesen Theil der Unruhe abnähme, und mit warmer, herzlicher Theilnehmung sich um mich beschäftigte, ganz könnte ich wiederum Mensch und Dichter seyn, ganz der Freundschaft und den Musen leben. Jetzt bin ich auch auf dem Wege dazu.

Den ganzen Winter hindurch verließ mich das kalte Fieber nicht ganz. Durch Diät und China zwang ich zwar jeden neuen Anfall, aber die schlimme hiesige Luft, worin ich noch Neuling war, und meine von Gram gedrückte Seele machten ihn bald wiederkommen. Bester Freund! ich bin hier noch nicht glücklich gewesen, und fast verzweifle ich, ob ich je in der Welt wieder darauf Anspruch machen kann. Halten Sie es für kein leeres Geschwätz, wenn ich gestehe, daß mein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt mein seligster gewesen, der vielleicht nie wieder kommen wird.

Vorige Woche war ich zu Frankfurt, Grosmann zu besuchen, und einige Stücke da spielen zu sehen, worin zwei Mannheimer Schauspieler, Beil und Iffland Gastrollen spielten. Grosmann bewirthete mich

unter andern auch mit Cabale und Liebe (Nicht wahr, jetzt zürnen Sie wieder, daß ich noch den Muth habe, dieses Stück vor Ihnen zu nennen, da ich Ihnen auch nicht einmal ein Exemplar davon geschickt. Werden Sie mir vergeben, wenn ich Ihnen sage, daß nicht nur dieses Stück, sondern auch die beiden andern für Sie schon zurückgelegt waren, daß ich fest entschlossen war, sie Ihnen selbst nach der hiesigen Vorstellung zu bringen, wovon mich eine traurige Nothwendigkeit abhielt, und daß ich das aufgegeben habe, als ich bei Schwan erfuhr, Sie hätten das Stück schon kommen lassen?). Hier zu Mannheim wurde es mit aller Vollkommenheit, deren die Schauspieler fähig waren, unter lautem Beifall und den heftigsten Bewegungen der Zuschauer gegeben.

Sie hätte ich dabei gewünscht. — den Fiesco verstand das Publicum nicht. Republicanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde es 14mal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie.

Eine vortreffliche Frau habe ich zu Frankfurt kennen lernen — sie ist Ihre Freundin — die Madame Albrecht. Gleich in den ersten Stunden ketteten wir uns fest und innig aneinander; unsre Seelen verstanden sich. Ich freue mich und bin stolz, daß sie mich liebt, und daß meine Bekanntschaft sie vielleicht glück-

lich machen kann. Ein Herz ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Cirkel erhaben, voll edlen, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet. Ich verspreche mir göttliche Tage in ihrer nähern Gesellschaft. Auch ist sie eine gefühlvolle Dichterin! Nur, mein Bester, schreiben Sie ihr, über ihre Lieblingsidee zu siegen, und vom Theater zu gehen. Sie hat sehr gute Anlagen zur Schauspielerin, das ist wahr, aber sie wird solche bei keiner solchen Truppe ausbilden, sie wird mit Gefahr ihres Herzens, ihres schönen und einzigen Herzens, auf dieser Bahn nicht einmal große Schritte thun — und thäte sie diese auch, schreiben Sie ihr, daß der größte theatralische Ruhm, der Name einer Clairon und Yates mit ihrem Herzen zu theuer bezahlt seyn würde. Mir zu Gefallen, mein Theuerster, schreiben Sie ihr das mit allem Nachdruck, mit allem männlichen Ernst. Ich habe es schon gethan, und unsere vereinigten Bitten retten der Menschheit vielleicht eine schöne Seele, wenn wir sie auch um eine große Actrice bestehlen.

Von Ihnen, mein Liebster, wurde Langes und Breites gesprochen. Madame Albrecht und ich waren unerschöpflich in der Bewunderung Ihres Geistes und Ihres mir noch schätzbareren Herzens. Könnten wir uns in einen Cirkel von mehreren Menschen dieser Art vereinigen, und in diesem engern Kreise der Philosophie und dem Genusse der schönen Natur leben,

welche göttliche Idee! — Auch der Doctor ist ein lieber, schätzbarer Freund von mir. Sein ganzes Wesen erinnerte mich an Sie, und wie theuer ist mir Alles, wie bald hat es meine Liebe weg, was mich an Sie erinnert.

Noch immer trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auf einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein stilles Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume herumwandelte, und hie und da eine Blume pflückte. — Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft zur stillern Freude zusammen.

Es kann geschehen, daß ich zur Aufnahme des hiesigen Theaters ein periodisches, dramaturgisches Werk unternehme, worin alle Aufsätze, welche mittelbar oder unmittelbar an das Geschlecht des Drama's oder an die Kritik desselben gränzen, Platz haben sollen. Wollen Sie, mein Bester, einiges in diesem Fach ausarbeiten, so werden Sie sich nicht nur ein Ver-

dienst um mich erwerben, sondern auch alle Vortheile für Ihre Börse davon ziehen, die man Ihnen verschaffen kann, denn vielleicht verlegt und bezahlt die kurfürstliche Theatercasse das Buch. Schreiben Sie mir Ihre Entschließung darüber.

Daß ich Mitglied der kurfürstlichen deutschen Gesellschaft und also jetzt pfälzischer Unterthan bin, wissen Sie ohne Zweifel.

Den Einschluß überschicken (oder überbringen) Sie an Frau von Wolzogen, und fahren Sie fort, Ihren Freund zu lieben, der unter allen Verhältnissen des Lebens ewig der Ihrige bleiben wird

Fried. Schiller.

Wer es tadeln wollte, daß vorstehender Brief seinem ganzen Inhalte nach mitgetheilt worden, der möge erwägen, daß er ein sehr wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Denkungsart und der häuslichen Verhältnisse Schillers ist, und daß ein Zeugniß, welches jemand von sich selbst ablegt, um vieles bedeutender seyn muß, als was Andere ausgesprochen. Ungerechnet die feine Art, mit welcher er den von ihm vernachlässigten Freund wieder zu gewinnen suchte, zieht er auch diejenigen, welche glauben, sein Aufenthalt in Mannheim wäre so angenehm gewesen, aus einem großen Irrthum.

Mehrere Stellen dieses Briefes, als: die Klagen über sein häusliches Leben — über das Unzulängliche seiner Einnahme — seine Zerstreuung und schwärme-

rischen Träumereien — die Sehnsucht nach Bauerbach ꝛc. fordern hier um so mehr einige Erläuterungen, als er ein viel zu bedeutender Mensch war, um solche Umstände übergehen zu können, und weil hierüber ein Zeuge berichten kann, dem nichts verborgen oder verhehlt wurde.

Ist es für einen jungen Mann, der nicht Vermögen genug besitzt, um sich eigene Bedienung halten zu können, eine beinahe unmögliche Sache, seine Kleidung, Wäsche, Bücher, Schriften ꝛc. dergestalt in Ordnung zu halten, daß keine Verwirrung entstehe, so ist dieses bei Dichtern, Künstlern, Gelehrten oder überhaupt denjenigen, die bloß allein mit ihrer Einbildungskraft arbeiten, und den Eingebungen ihres Geistes folgen müssen, noch weit weniger der Fall.

Je umfassender nun ein Genie, je höher seine Kraft, sein Wollen, seine Plane sind, um so weniger kann es sich mit solchen Sachen befassen, die auch dem gewöhnlichen Manne schon als solche Kleinigkeiten erscheinen, daß er deren Besorgung unter seiner Würde erachtet. Wenn nun diese Abneigung auch bei solchen stattfindet, deren Wirken mehr nach vorgeschriebenen Regeln, als im Erfinden oder Erschaffen besteht; um wie viel störender muß es einem Dichter oder Künstler seyn, wenn er durch die Bedürfnisse des Tages aus seinem Nachdenken, aus seiner Begeisterung gerissen, und gewissermaßen aus einer wärmenden Behaglichkeit in eiskaltes Wasser geworfen wird. Ließe sich eine Idee, ein Ausdruck fest halten, oder würde

die Gedankenreihe durch eine Unterbrechung dieſer Art nicht ſo zerſtreut, daß man den Anfang und die Folge derſelben oft wieder aufs neue ſuchen muß, ſo würde die Geduld keine ſo harte Probe beſtehen müſſen.

Man denke ſich nun unſern Schiller im Brüten über dem Plan eines Trauerſpieles, in dem Entwurfe einer Scene, in der Ausarbeitung eines Monologes, und ſtelle ſich vor, wie ihm ſeyn mußte, wenn ihm reine Wäſche übergeben, und die gebrauchte gefordert wurde, wenn er letztere erſt ſuchen und deren durchſichtigen Zuſtand erklären mußte, wenn er nach ſpätem Erwachen die wenigen Stücke ſeiner Kleidung beſchädigt fand, oder ſein nur nach Vierteiſtunden bedungener Diener zu unrechter Zeit eintraf; man denke ſich dieſes, und glaube dann, daß er, trotz ſeiner Gutmüthigkeit, oft in eine widerliche Gemüthsſtimmung gerieth.

Aus dieſem Zuſtande hätte ihn nur weibliche Fürſorge erlöſen können, die aber in Mannheim fehlte, weil er abgeſendert wohnte, ſich auch ſeine kärgliche Mittagskoſt, von der noch für den Abend etwas zurückgehalten werden mußte, aus einem Gaſthauſe holen ließ. Es würde übrigens eine ſehr beluſtigende und des Pinſels eines Hogarths würdige Aufgabe ſeyn, das Innere des Zimmers eines von immerwährender Begeiſterung trunkenen Muſenſohnes, recht getreu darzuſtellen; denn es würde ſich hier durchaus nichts Bewegliches, und ſelbſt das nicht, was ſonſt immer dem Auge entzogen wird, an ſeinem Platze finden.

Unordnung bei jungen Männern iſt etwas Gewöhnliches, aber bei den ſogenannten Genies übertrifft ſie jede Vorſtellung. Seine Einnahme während acht Monaten ſetzt er ſelbſt auf 500 fl. Reichswährung an. Wem dieſes zu wenig ſcheint, dem darf verſichert werden, daß auch dieſe unbedeutende Summe noch beinah um 100 fl. zu hoch angegeben iſt, denn außer ſeiner Beſoldung von 300 fl., die er vorausnehmen mußte, konnte ihm nur der Ertrag des Druckes von Cabale und Liebe zufließen. Mit dieſen geringen Mitteln mußte er ſich neu kleiden, Wäſche, Betten, Hausgeräthe anſchaffen; er mußte, wie er ſelbſt ſagt, ſogenannte Ehrenausgaben, das heißt, kleine geſellſchaftliche Unterhaltungen, Ausflüge auf das Land mitmachen; daher er denn auch immer, nicht nur für den nächſten Monat, ſondern für die nächſte Woche, ja oft für den nächſten Tag in Sorgen war, und doch immer ſchuldige Rückſtände bezahlen ſollte.

Zu dieſer bangen, quälenden Lage geſellte ſich dann auch noch das kalte Fieber, welches, beſonders im Entſtehen, alle Martern des Tantalus mit ſich führte. Denn der brennendſte Durſt, der heißeſte Hunger, durfte nicht genugſam geſtillt werden, um die Krankheit nicht zu unterhalten. Die Hülfe dagegen, nur in Brechmitteln und Chinarinde beſtehend, ſchwächte den Magen eben ſo ſehr, als ſie ihn beläſtigte; und wenn nichts mehr helfen wollte, mußte man wohl den Rath des Arztes befolgen, und ſo viele Chinapulver, als man ſonſt in 24 Stunden hätte gebrauchen ſollen,

zwei Stunden vor dem Eintritte des Fiebers auf einmal nehmen; was freilich oft half, aber ein solches Toben des Magens veranlaßte, daß man glaubte vergehen zu müssen, und was auf lange Jahre hinaus die übelsten Folgen zurückließ.

Möge der Leser, wenn er sich an den Schönheiten von Fiesco und Calais und Liebe ergötzt, oder in den herrlichen Scenen von Don Carlos seine Gefühle schweigen läßt, doch nie vergessen, daß unter so drückenden, benagenden Umständen die obigen Stücke verändert, und der erste Act des letztern gerichtet wurde; alsdann erst wieder den Götterssohn bewundern, der unter so vielen Uebeln seinen Geist immer thätig erhielt, und an der heiligen Flamme nährte, die nicht von der Erde, sondern von oben her leuchtet.

Man wird es begreiflich finden, daß der Augenzeuge dieser Lage, der Freund des Dichters es später nie mehr über sich gewinnen konnte, eines dieser drei Stücke verstellen zu sehen. So oft er den Versuch dazu machte, so mußte er dennoch sich bei dem ersten Auftritte schon entfernen, weil ihn ein Schmerz, eine Wehmuth befiel, die sich nur im Freien stillen konnten.

Deutschland! Deutschland! Du darfst dich deiner großen Söhne nicht rühmen, denn du thatest nichts für sie; du überließest sie dem Zufall, und gabst ihr geistiges Eigenthum jedem Preis, der sie auf offener Straße darum berauben wollte. Nur der eigenen Kraft, dem eigenen Muthe der Einzelnen, nicht deinem Schutze, nicht deiner Fürsorge hast du es

beizumeſſen, wenn andere Völker dich um deine großen Geiſter beneiden, und ſich an ihrem Lichte entzünden.

Wie wahrhaft ſagt Schiller:

„Kein Unſterblich Kind erblüht,
Keines Menſchen Güte,
Löſchte der teutſchen Kunſt,
Die ward nicht geſchaut vom Auge,
Die entfaltete die Blume
Nicht am Strauch der Dichtkunſt.
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —
Während darf der Deutſche ſagen,
Hier darf das Herz ihm ſchlagen!
Denkt erſtaunt er ſich ein Werk.

Wolle man dieſen Ausbruch einer gerechten Klage verzeihen, die ſich immer wieder erneuert, ſo oft dieſe trüben Tage des — jetzt ſo hoch gefeierten — Dichters, der Erinnerung vorſchweben.

Die Aeußerung in obigem Briefe, „daß ſein Aufenthalt in Bauerbach bis jetzt ſein ſeligſter geweſen,“ war ganz ſeinen damaligen Umſtänden angemeſſen. Dort, in dieſem ſtillen Ort, in Geſellſchaft und unter dem Schutz einer wohlwollenden Freundin, hatte er keine Sorgen, durfte ſich um die Bedürfniſſe des Lebens nicht bekümmern, brauchte kein Geld, weil die Gelegenheit zu Ausgaben fehlte, und konnte um ſo ungeſtörter ſeinen Träumen nachhängen, als ihm zarte Achtſamkeit und Pflege jede Mahnung an die Kleinigkeiten des Tages erſparten. Dieſe Ruhe, dieſer behagliche Zuſtand war ihm ſo unvergeßlich, daß er,

nach Versicherung seiner Schwester, noch nach vielen Jahren die damalige Zeit als die schönste und glücklichste seines Lebens rühmte; „daß er sich über tausend „kleine Sorgen, Bekümmernisse, Entwürfe, die ihm „ohne Aufhören vorschwebten, und seinen Geist, seine „dichterischen Träume zerstreuten ꝛc.“ gegen Herrn Reinwald beklagte, kam daher, daß er in einer Gesellschaft, die jeden Augenblick Forderungen an ihn machte, leben mußte, und lästige Frager, Besucher oder Amtsgeschäfte nicht zurückweisen durfte.

Ihm mußte alles Störungen verursachen, da er wachend und träumend für nichts und in nichts als theatralischen Dichtungen lebte, in diesen, wie in seinem eigentlichen Elemente sich befand, sie immerwährend ordnen, niederschreiben zu wollen schien, und dennoch bei der Menge sich ihm darbietender Gegenstände zu keiner Entscheidung gelangen konnte. Schon in Stuttgart hatte er sich vorgenommen, Conradin von Schwaben zu bearbeiten; später wurde er von Baron Dalberg aufgefordert, den Don Carlos dafür zu nehmen. Während er sich noch in Mannheim mit der Geschichte Spaniens recht vertraut zu machen suchte, glaubte er es leichter, einen ganz eigenen Plan zu erfinden, der bald diese, bald jene, aber immer eine tragische Entwicklung haben sollte. Endlich glaubte er einen solchen fest halten zu müssen, in welchem die Erscheinung eines Gespenstes die Entscheidung herbeiführen, und beschäftigte sich so gänzlich damit, daß er schon anfing, seine Gedanken niederzuschreiben. Aber er

gab den Plan wieder auf, indem es ihm unter der Würde des Drama's und eines wahren Dichters schien, die größte Wirkung einer Schreckgestalt schuldig seyn zu sollen.

Er machte die richtige Unterscheidung, daß ihm das Beispiel Shakespear's, der in Cäsar und Macbeth einen Geist erscheinen läßt, hierin nicht rechtfertigen könne, indem dieser nur als eine Nebensache angewendet worden, die weder auf die Handlung selbst, noch auf deren Ausgang den mindesten Einfluß ausübe.

Diese Unentschlossenheit in der Wahl, dieses immerwährende Ausspinnen einer verwickelten Begebenheit ermüdete ihn aber weit mehr, als wenn er die wirkliche Ausarbeitung begonnen hätte.

Jedoch er konnte nicht anders. Es war seiner Natur ganz entgegen, an irgend etwas nur oberflächlich zu denken. Alles sollte erschöpft, alles zu Ende gebracht werden. Daher beschäftigten sich seine Gedanken so lange mit einem Plane, bis er entweder die Hoffnung, einen wirkungsvollen Ausgang herbeizuführen, verlor, oder bis seine Kräfte ermüdeten, und er dann, um diese nicht ganz abspannen, auf etwas Anderes überging. Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging ins Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Ein Hauch, und sie sprühte Funken.

Der Leichtigkeit gemäß, mit welcher er Plane zu Dramen schnell entwerfen konnte, hätte er einer der

fruchtbarſten Schriftſteller für die Bühne werden können, aber wenn es an das Niederſchreiben kam, da erlaubte ſein tiefes Gefühl der Feder keine Eile. So wie er jede Sache in ihrem ganzen Umfang erfaßte, ſo ſollte ſie auch durch Worte nicht nur auf das deutlichſte, ſondern auch auf das ſchönſte dargeſtellt werden. Daher das Erſchöpfende, Volle, Satte und Runde ſeiner Ausdrücke und Wendungen, welche die Gedanken eben ſo wie das Gefühl aufregen, und ſich dem empfänglichen Gemüth einprägen.

Solche Dichter, denen ihre Gaben nur ſparſam zugemeſſen werden, ſind um vieles mehr entſchloſſen. Kaum iſt ein Gegenſtand gefunden, ſo wird ſchon die Feder eingetaucht, damit die Arbeit ſchnell fertig werde. Schnell werden auch Vortheile damit erreicht, aber —

„der Ruhm mit ſeiner Sternenkrone"

kann nie auf einem ſolchen Haupte verweilen. Während Schiller noch immer unentſchloſſen blieb, welche Handlung er zu einem neuen Trauerſpiele wählen ſolle, war ſchon das Frühjahr verfloſſen, und Baron Dalberg vernahm weder von ihm ſelbſt noch von Andern, daß er ſich für einen Stoff entſchieden habe, wodurch denn die Hoffnung verſchwand, in dieſem Jahre noch ein neues Stück von ihm auf der Bühne zu ſehen. Konnte dieſes nicht geliefert werden, ſo war die Beſoldung des Theaterdichters für Nichts ausgegeben, was der magern Caſſe nicht anders als ſchmerzlich ſeyn konnte. Um nun Schillern zur Arbeit anzutreiben, oder wenn

dieses nicht gelingen sollte, auf eine gute Art wieder los zu bringen, beredete Baron Dalberg einen Bekannten desselben, seinen Hausarzt, den Hofrath Mai, jenem zu rathen, das Studium der Arzneikunde wieder zu ergreifen; was eigentlich so viel heißen sollte, diese Feder, aus welcher schon die trefflichsten Gedichte und drei Trauerspiele geflossen, welche alle anderen der damaligen Zeit übertrafen, und noch heute nach 50 Jahren auf allen deutschen Bühnen gegeben werden, wegzuwerfen, und dafür eine solche zu nehmen, mit welcher bloß Recepte ausgefertigt werden könnten.

Kaum eine Viertelstunde nachdem Hr. Mai fort war, trat S. zu dem Dichter ein, der ihm mit arglo-ser, gutmüthiger Freude den gemachten Vorschlag be-richtete, und denselben — wenn ihm auf einige Jahre Unterstützung zu Theil würde — als das einzige Rettungsmittel aus seinem sich täglich mehr verwirrenden Zustand ansah. Er entschloß sich, alsogleich an Baron Dalberg zu schreiben, und obwohl ihm vorausgesagt war, daß nur eine hofmäßige, ausweichende Antwort darauf erfolgen würde, so ließ sich sein edles, reines Herz, das Andere nur nach der eigenen Weise beurtheilte, doch nicht abhalten, eine Bitte zu thun, die zu jenen eraenen Beiten, so wie zur Ehre des deutschen Namens, unerfüllt blieb.

Was hatte auch die Welt, was Schiller dabei gewonnen, wenn derjenige, den er als seinen hohen Gönner achtete, einige hundert Gulden daran gewagt hätte, damit der Dichter wieder in einen Arzt, das

heißt, in einen ſolchen Mann umgewandelt würde, der alles, was er bisher geſchaffen, vergäße — der den Boden, welcher ſchon ſo herrliche, prachtvolle Früchte getragen, wieder verſumpfen ließe, um ſein tägliches Brod ſicherer als bisher erwerben zu können. Auch wären die Anſtrengungen von neuen zwei Jahren um ſo gewiſſer vergeblich geweſen, da er ſich wohl nie zu dem ängſtlichen Fleiße, zu einer, in das kleinſte eingehenden Theilnahme hätte herablaſſen mögen, ohne die ein ausübender Arzt gar nicht gedacht werden, und ohne welche er nicht die geringſten Vortheile für ſein Glück erwarten darf. Wahrſcheinlicherweiſe hätte er ſich in das Philoſophiſche der Medicin geworfen; vielleicht — wozu er nur zu viele Anlage hatte — hätte er ein ganz neues Syſtem der Heilkunde aufgeſtellt.

Allein wie lange würde dieſes gedauert haben? — Jedes Geſchlecht ſieht Aehnliches entſtehen, und jedes erlebt auch deſſen Untergang. Sein Gebiet war anziehendſ die Dichtkunſt. Hier war er Held; hier war er Herrſcher; hier fühlte er ſeine unbezwinglichen Kräfte, und nur durch dieſe konnte er ſich ein Reich errichten, das nie zerſtört, und deſſen Gränze wohl ſchwerlich von jemand überſchritten wird. Dieſer Antrag hatte jedoch die gute Folge, daß er ſeinem bisherigen Wanken ein Ende machte, und Schiller ſich ernſtlich entſchloß, alles Andere vorläufig nicht mehr zu beachten, ſondern ſeine ganze Zeit Don Carlos zu widmen. Von dieſem hatte er ſchon mehrere Scenen

entwerfen, auch den Gang des Stückes so ausgedacht, daß er zwar der Geschichte nicht ganz widerspräche, doch aber der Charakter Philipps etwas gemildert erscheine. Ueberdenkt man den Inhalt seiner drei ersten Trauerspiele, so wird man die längere Ueberlegung des Dichters, so wie sein Zaudern, sich schnell an diese Arbeit zu wagen, sehr begreiflich finden. Im Don Carlos hatte er Charaktere zu schildern, die sich in der allerhöchsten Sphäre bewegten, die nicht nur den größten Einfluß auf ihre Zeit ausübten, sondern auch der Menschheit die tiefsten Wunden schlugen. Wäre es nur darum zu thun gewesen, die handelnden Personen als Tyrannen, als blutdürstige Henker zu zeichnen, so wäre die Schwierigkeit für ihn sehr gering gewesen. Aber er mußte, oder wollte wenigstens, die verabscheuungswürdigsten Menschen mit derselben Larve, die sie im Leben, und besonders an Philipps Hofe trugen, getreu darstellen, ihre folgenden Handlungen andeuten, und das Ganze dennoch auf eine solche Art stellen, daß es ein höchst anziehendes Schauspiel, aber keinem Zuschauer widerlich wäre. Seine Gespräche verbreiteten sich nicht allein über den Plan selbst, sondern auch über die ganz neue Art von Sprache, die er dabei gebrauchen müsse. Er wollte sie mit all dem Fluß und Wohllaut ausstatten, für welche er ein so äußerst empfindliches Gefühl hatte. Er glaubte daher auch, daß hierzu Jamben der Würde der Handlung, so wie der Personen am angemessensten seyn würden. Im Anfange machte ihm diese einzige Schwierigkeit,

indem er seit zwei vollen Jahren durchaus nichts mehr in gebundener Rede geschrieben hatte. Jetzt mußte er seine Ausdrücke rhythmisch ordnen; er mußte, um die Jamben fließend zu machen, versuchen, schon rhythmisch zu denken. Wie aber nur erst eine Scene in dieses Versmaß eingekleidet war, da fand er selbst, daß dieses nicht nur das passendste für das Drama sey, sondern, da es auch gemeine Gedanken heraushebe, um so viel mehr das Erhabene und die Schönheit der Ausdrücke veredeln mußte. Seine Freude, sein Vergnügen über den guten Erfolg, erhöhten seine Lust am Leben, an der Arbeit, und er sah mit Ungeduld der Abendstunde entgegen, in welcher er S. dasjenige, was er den Tag über fertig gebracht hatte, verlesen konnte. Dieser kannte schon früher keinen höhern Genuß als die prachtvolle, so vieles in sich fassende, und dennoch so glatt dahinrollende Prosa seines Freundes. Nun aber mußte sein Gefühl sich in Entzücken verwandeln, als er Gedanken und Ausdrücke wie folgende:

„Ich stand dabei, als in Toledo's Mauern
Der stolze Carl die Huldigung empfing,
Als erste Fürsten zu dem Handkuß wankten,
Und jene in einem — einem Niederfall
Ihres Königreiche ihm zu Füßen lagen.
Ich stand, und sah das junge, stolze Blut
In seine Wangen steigen, seinen Busen
Von fürstlichen Entschlüssen wallen, sah
Sein trunknes Aug' durch die Versammlung fliegen
Zu Wollust brechen — Prinz — und dieses Aug'
Sprach laut: „Ich bin gesättigt."

nach den Gesetzen der Tonkunst aussprechen hörte.

Wie glücklich, wie erhaben waren ſolche Stunden, in welchen der hohe Meiſter ſein Werk einem reinen, warmen Sinne vorlegen, und den tiefen, unverfälſchten Eindruck gewahren konnte, den es in dem Gemüthe des begeiſterten Jünglings hervorbrachte. Jeder Vers wurde als trefflich, jedes Wort, jeder Ausdruck als erſchöpfend anerkannt, denn es war auch alles groß, alles ſchön, jeder Gedanke voll Adel. Er konnte ja nichts Gemeines hervorbringen. Der enthuſiaſtiſche Freund beſchwor Schillern, bei ähnlichen Gegenſtänden ſich doch gewiß nie mehr zur Proſa herabzulaſſen, indem er ſelbſt wahrnehmen müſſe, wie viele Wirkung ſchon die erſten Verſuche erregten.

Nun arbeitete er ſehr fleißig an dieſem Trauerſpiele, übte ſich aber auch zugleich, um ſeine Einbildungskraft zeitweiſe ausruhen zu laſſen, in der franzöſiſchen Sprache, die ihm ſeit zwei Jahren fremd geworden war, und welche er, ſowohl zum Leſen von Racine, Corneille, Diderot ꝛc., als auch zum Ueberſetzen, ſich wieder geläufig machen wollte. Zu letzterem bewog ihn beſonders, ſeit das Project einer Dramaturgie rückgängig geworden, der Vorſatz, eine Monatſchrift herauszugeben, welche zwar vorzüglich theatraliſchen Arbeiten und Beurtheilungen gewidmet ſeyn ſollte, von der aber auch andere Sachen, die für die Leſewelt anziehend ſeyn könnten, nicht ausgeſchloſſen wären. Das Sammeln der Materialien für mehrere Hefte, das Ausarbeiten derſelben, welches in Mannheim, da er noch keinen Mitarbeiter hatte, ganz

auf ihm laſtete, beſchäftigte ihn oft bis tief in die Nacht, erhöhte aber auch ſeinen Muth, weil er daraus größere Vortheile, als durch Stücke für die Bühne zu ziehen hoffen durfte. Während dieſer Anſtrengungen, in denen er ſich nur wenige Ruhe gönnte, und wo er alles zu erareifen ſuchte, um ſein Leben nur einigermaßen von Sorgen frei zu halten, wurde er an eine Verpflichtung gemahnt, die er noch in Stuttgart eingegangen, and an die er nur mit Bangigkeit denken konnte.

Es iſt aus ſeinem Briefe (S. S. 102) aus Frankfurt an Baron Dalberg erſichtlich, daß er dieſen auf die edelſte, rührendſte Art, um einen Vorſchuß von 200 fl. gebeten, damit er die dringendſten Schulden, die ſeine ſchnelle Entfernung zu bezahlen ihm unmöglich machte, damit tilgen könne. Er ſagt dabei: „Ich „darf es Ihnen geſtehen, daß mir das mehr Sorgen „macht, als wie ich mich ſelbſt durch die Welt ſchlep„pen ſoll. Ich habe ſo lange keine Ruhe, bis ich „mich von der Seite gereiniget habe.“

Dieſe für einen reichen Mann ſo leicht zu erfüllende Bitte wurde ihm aber nicht gewährt, ſondern er wurde durch erregte Hoffnungen veranlaßt, ſeine wenige Baarſchaft in Oggersheim vollends aufzuzehren. Auch ſeine folgenden Verhältniſſe geſtatteten ihm nicht, die gemachten Verſprechungen zu halten, und mit deren Erfüllung eine Laſt von ſich abzuwälzen, die für ſein wohlwollendes, für die Ehre ſehr empfindliches Gemüth die drückendſte ſeines frü-

hern und ſpätern Lebens war. Beinah zwei Jahre ſchon war die Geduld der Gläubiger hingehalten worden; er durfte alſo die Meinung hegen, daß dieſes vielleicht noch länger der Fall ſeyn könnte. Allein zu ſeinem nicht geringen Schrecken kam es anders. Die Perſon, welche ſich für ihn auf obige Summe verbürgt hatte, wurde ſo ſehr von den Darleihern gedrängt, daß ſie aus Stuttgart nach Mannheim entfloh. Man ſetzte ihr nach, erreichte ſie dort, und hielt ſie gefangen.

Um ſie für jetzt und für die Zukunft zu retten, blieb kein anderes Mittel, als ihr die 200 fl. zu erſtatten, für welche ſie ſich verbürgt hatte. Aber woher ſollte dieſe, für den der keine andere Sicherheit als die Früchte ſeiner Feder leiſten konnte, ſehr bedeutende Summe aufgebracht werden? Von daher, wo er ſchon zweimal vergeblich Hülfe ſuchte durfte er keine gewärtigen. Auch wollte er ſich, da die ganze Sache ein Geheimniß bleiben ſollte, nur jemand vertrauen, von deſſen Verſchwiegenheit er verſichert ſeyn konnte. Glücklicherweiſe war er mit einem ſehr achtungswerthen Manne, dem Baumeiſter Herrn Anton Hölzel, bei welchem S. wohnte, nicht nur bekannt, ſondern wurde von ihm auch außerordentlich hochgeachtet, und dieſer, ſo wenig er auf Reichthum oder Wohlhabenheit Anſpruch machen konnte, ſcheute kein Opfer, um die verlangte Hülfe zu verſchaffen, damit er aus einer Verlegenheit befreit würde, die von höchſt nachtheiligen Folgen für ihn hätte ſeyn kön-

nen. Es wäre vielleicht möglich gewesen, daß seine Eltern diesen Betrag erlegt, oder wenigstens Bürgschaft dafür geleistet hätten, aber um dieses einzuleiten war die Zeit zu kurz. Um Rath zu schaffen, durfte kein Augenblick verloren werden. Und dann war auch sein Stolz zu groß, um seine gefährliche Lage dem Vater zu enthüllen, welcher seine Flucht sowohl, als auch seine ungewissen Verhältnisse bisher immer mißbilligt hatte.

Dieser höchst unangenehme Vorfall machte auf den aepeinigten Dichter einen um so tiefern Eindruck, als jetzt durchaus nicht mehr abzusehen war, wie, oder in welcher Zeit eine Rettung aus seinen Geldnöthen möglich sein würde. In dem für ihn so fatalen Mannheim war keine Erlösung aus den Sorgen zu hoffen; denn bei so geringen Einkünften mußten sich seine Umstände immer tiefer und endlich auf einen solchen Grad verschlimmern, daß ihm zuletzt kein anderes Mittel zu Gebote gestanden hätte, als sich heimlich zu entfernen. Aber wohin??? — — — dieß war eine Frage, auf die keine Antwort sich finden ließ.

Wie aber oft das dichteste, schwärzeste Gewölk sich plötzlich öffnet, um einen erquickenden Strahl der Sonne durchzulassen, oder auch der schwere Arm des Schicksals über den harten Prüfungsschlägen selbst ermüdet, so geschah es hier, und der erste Schritt, um Deutschland seinen edelsten Dichter zu erhalten, wurde nicht von seiner Umgebung, die täglicher Zeuge seines aroßen Charakters war, auch nicht von denen, die

von den Früchten seines Geistes Vortheile zogen, sondern von solchen Menschen gethan, deren Daseyn ihm gar nicht bekannt war. Ganz unerwartet nämlich erhielt er durch den Postwagen ein Päckchen, in welchem 4 Bildnisse, mit farbigen Stiften auf Gyps gezeichnet, nebst einer gestickten Brieftasche mit Schreiben sich befanden, welch letztere, von der wärmsten, tiefsten Verehrung gegen seine großartigen Arbeiten, so wie von der richtigen Würdigung seines außerordentlichen Dichtergeistes zeugten.

Wie wohlthuend der Eindruck gewesen, den diese schöne Ueberraschung auf Schiller machte, dieß kann selbst der Augenzeuge nicht gehörig beschreiben. Obwohl er auch hierüber sich ebenso auf die edelste, männlichste Art wie über alles äußerte, so zeigte dennoch seine vermehrte Heiterkeit fast in höherem Grad, als seine Gespräche, wie erfreulich es ihm sey, in weiter Ferne von gebildeten Menschen erkannt, hochgeachtet, und wegen seiner Leistungen geliebt zu werden; daß diese aus einem Gesichtspunkt angesehen würden, welche ihn hoch über seine Zeit stellten — daß, wenn auch die meisten, welche ihn umgaben, stumm blieben, und nur Kälte zeigten, es noch an manchen Orten Herzen geben könne, die für ähnliche Gefühle wie das seinige schlugen — daß er, seiner bittern, düstern Verhältnisse ungeachtet, sich durch eine solche Anerkennung weit höher, als durch Reichthümer belohnt finde.

Hätten doch Herr Körner, seine Braut, deren

Schweſter und Profeſſor Hueber, von denen dieß die Abbildungen waren, ſehen können, wie glücklich dieſe Aufmerkſamkeit Schillern machte, welche Ruhe, welche Zufriedenheit dadurch in ſein ganzes Weſen kam, wie es ihm ſchmeichelte, die erhaltenen Beifallsbezeugungen mit ſeinen eigenen Anſichten übereinſtimmend zu finden, wahrlich, ſie hätten die ſüße Genugthuung empfunden, dem Dichter das Vergnügen, welches er ihnen durch ſeine Werke verſchafft, reichlich vergolten zu haben.

Wer nie in dem Falle war bei ſich ſelbſt oder bei Andern wahrzunehmen, wie ſtumpf, wie gebeugt der Geiſt endlich werden muß, wenn dasjenige, was das Talent erſchafft, nicht gehörig gewürdigt oder nicht verhältnißmäßig belohnt wird, der kann es auch unmöglich faſſen, wie ſehr eine unvermuthete Anerkennung des wahren Werthes dem Selbſtvertrauen, der Thätigkeit eine Schnellkraft verleiht, die das ganze frühere Empfindungsvermögen ſo ſehr verändert, daß derjenige, welcher ſo eben erſt in ſich zuſammengeſunken war, plötzlich mit erhobenem Haupte ſich aufrichtet. Den Dichtern, Künſtlern iſt es zwar immer angenehm, wenn ihre Verdienſte durch Ehre, Geld oder andere Zeichen des Beifalls belohnt werden; aber höher als alles dieſes achten ſie es dennoch, wenn die innerſten Abſichten ihrer Arbeiten ſo gänzlich begriffen werden, daß ſie in demjenigen, der über ſie urtheilt, und ihnen kenntnißreiche Lobſprüche ſpendet, ihr eigentliches Selbſt erkennen.

Dieſelbe Wirkung brachte dieſe Ueberraſchung auf

Schillern um so mehr hervor, weil sie von Fremden ausging, er seine Umgebung schon gewohnt war, und nur äußerst Wenige sich fanden, welche seine hohen Darstellungen, so wie den tiefen Sinn, der in ihnen lag genugsam hätten würdigen können. Allmählich wurde auch die Hoffnung in ihm erregt, daß diese neuen Freunde wohl keine Verwendung unterlassen würden, um ihn aus seinem dermaligen Zustande zu erlösen, und in bessere Verhältnisse zu setzen. Dieses bestätigte sich auch später in einem solchen Grade, daß es für denjenigen, der sich an den Werken des Unsterblichen stärkt und kräftigt, noch heute eine Art von Pflicht ist, dabei auch Körners, seines erhaltenen, unwandelbaren Freundes dabei eingedenk zu seyn.

Ehre demjenigen, der einem aus drückenden Lebensverhältnissen befreiten Talente seine Achtung und Aufmerksamkeit beweist! Aber die größte Ehre sey dem, welcher einem hohen Geiste die Hindernisse wegräumt, die seinem freien Wirken sich entgegenstellen, und der, nicht seinen Ueberfluß, sondern sein Nothwendiges mit ihm theilt. Der Eifer und die Thätigkeit Schillers schienen durch den Briefwechsel mit den neuen Freunden einen lebhaften Schwung erhalten zu haben, denn er arbeitete nun ohne Rast an Don Carlos und an dem ersten Hefte seiner Monatsschrift. Eine angenehme Zerstreuung verschaffte ihm der Besuch seiner ältesten Schwester, welche, von Herrn Reinwald begleitet, auf kurze Zeit nach Mannheim kam. Die blühende, kräftige Jungfrau schien entschlossen,

ihr künftiges Schicksal mit einem Manne zu theilen, dessen geringe Einkünfte und wankende Gesundheit wenig Freude zu versprechen schienen. Jedoch waren ihre Gründe dazu so edler Art, daß sie auch in der Folge es nie bereute das Herz ihrem Verstande und einem vortrefflichen Gatten geopfert zu haben. Nicht lange nach der Schwester Abreise wählte Herr von Kalb, damals Officier in französischen Diensten, wo er die Feldzüge des nordamericanischen Befreiungskrieges mitgemacht, und sich dabei sehr ausgezeichnet hatte, mit seiner Gemahlin und Schwägerin seinen Aufenthalt zu Mannheim. Schiller lernte sogleich diese in jedem Betracht edle Familie kennen, in welcher Frau von Kalb durch ihren richtigen Verstand und feine Geistesbildung sich besonders auszeichnete. Für den Dichter war der Umgang mit diesen seltenen Menschen eben so wichtig als erheiternd, indem kein Gegenstand der Literatur sich fand, mit welchem diese Dame nicht vertraut gewesen wäre, oder irgend eine Weltbegebenheit, bei deren Beurtheilung man das Umfassende, Scharfsinnige und die klaren Ansichten ihres Gemahls, nicht hätte bewundern müssen.

Die Musik verschaffte S. das noch stets in Andenken erhaltene Glück, Frau von Kalb mehrmals in der Woche zu sehen, und da sie eben in der Dichtung eines Romans begriffen war, auch über andere Gegenstände mit ihr zu sprechen. Es war nichts natürlicher, als daß sehr oft von Schiller und seinen Arbeiten die Rede war, von denen aber S. den Don Carlos, den

der Dichter jetzt unter der Feder habe, weit über alles früher Geleistete setzte. Die Neugierde der Frau v. K. wurde durch die begeisterten Lobeserhebungen auf das höchste gespannt. Sie ersuchte Schillern einigemal, ihr doch etwas davon lesen zu lassen. Allein dieser wollte erst noch einige Scenen fertig machen, dann ins Reine schreiben, und, um jede Schönheit gehörig herauszuheben, selbst vorlesen. Frau v. K. fügte sich um so eher in diesen Aufschub, weil sie hoffte, daß einige weitere Scenen ihr Vergnügen erhöhen müßten, und sie auch davon den schönsten Genuß sich versprach, die ihr mit so vielem Enthusiasmus angerühmte prachtvolle Sprache, aus des Dichters eigenem Munde zu vernehmen. Dieser brachte endlich eines Nachmittags seinen Don Carlos zu der in der größten Erwartung harrenden Frau, und las ihr den fertigen Theil des ersten Actes vor. Lauschend heftete die Zuhörerin ihre Blicke auf den mit Pathos und Begeisterung declamirenden Verfasser, ohne durch das leichteste Zeichen ihre Empfindung errathen zu lassen. Als dieser geendigt hatte, fragte er mit der unbefangensten, freundlichsten Miene: „Nun, gnädige Frau! wie gefällt es Ihnen?“ Diese suchte auf die schonendste Art einer bestimmten Antwort auszuweichen. Als aber wiederholt um die aufrichtige Meinung, über den Werth dieser Arbeit gebeten wurde, brach Fr. v. K. in lautes Lachen aus, und sagte: „Lieber Schiller! das ist das Allerschlechteste, was Sie noch gemacht haben.“ „Nein! das ist zu arg!“ erwiederte dieser; warf seine Schrift

voll Aerger auf den Tiſch, nahm Hut und Stock, und entfernte ſich augenblicklich. Kaum war er aus der Thür, als Fr. v. K. nach dem Papiere griff, und zu leſen anfing. Sie hatte die erſte Seite noch nicht geendigt, als ſie ſogleich dem Bedienten ſchellte. „Ge„ſchwind, geſchwind lauf' er zu Herrn Schiller: ich „laſſe ihn um Verzeihung bitten, ich hätte mich geirrt, „es ſey das Allerſchönſte, was er noch geſchrieben habe, „er ſolle doch ja ſogleich wieder zu mir kommen." Der Auftrag wurde eben ſo ſchnell als genau ausgerichtet. Allein Schiller gab der Bitte kein Gehör, ſondern kam erſt den folgenden Tag zu der feinſinnigen Frau, die zwar ihr erſtes Urtheil ſehr willig zurücknahm, ihm aber auch erklärte, daß ſeine Dichtungen durch die heftige, ſtürmiſche Art, mit welcher er ſie vorleſe, unausbleiblich verlieren müßten.

Als Cabale und Liebe wieder aufgeführt wurde, hatte Schiller die Aufmerkſamkeit, den Namen des Hofmarſchalls umſchaffen zu wollen. Allein Herr und Frau von Kalb dachten viel zu groß, um ſich durch einen erdichteten Namen irren zu laſſen, und widerſetzten ſich einer Abänderung aus dem ſehr richtigen Grunde, daß ein anderer Name als der frühere die Vermuthung herbeiführen müſſe, als ſey der vorherige auf jemand aus ihrer Familie abgeſehen geweſen.

Der Umgang mit dieſen wahrhaft edlen, vortrefflichen Menſchen, nebſt dem Briefwechſel mit den Freunden in Leipzig, verſchafften dem Dichter zwar viele

erheiternde Stunden, konnten aber dennoch seine häuslichen Verhältnisse, und seine schwankende, unbestimmte Stellung nicht verbessern, sondern er mußte in so beunruhigenden Umständen auch den Herbst nebst dem Anfange des Winters noch ebenso wie bisher zubringen, obwohl er sich mit Sachen beschäftigte, welche nur der ganz sorgenfreien Laune an den Tag zu fördern möglich sind.

Endlich zu Anfang des Jahres 1785 verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der regierende Herzog von Weimar werde auf einen Besuch zu der landgräflichen Familie nach Darmstadt kommen. Schiller, von seinem eigenen Verlangen eben so sehr als von Herrn und Frau von Kalb angefeuert, wünschte nichts so sehnlich, als bei dieser, aus den feinsten Kennern des wahrhaft Schönen bestehenden Zusammenkunft sich als derjenige zeigen zu dürfen, der wohl würdig wäre, dem schönen Bunde in Weimar beigesellt zu werden, welcher den Namen seines hohen Beschützers auf die späteste Nachwelt übertragen wurde. Die Güte, die Herablassung, nebst aufrichtiger Anerkennung großer Eigenschaften, waren von dem Herzoge von Weimar eben so zu erwarten, als das zuvorkommende Benehmen der Frau Landgräfin gegen jeden ausgezeichneten Künstler oder Dichter sich sogar so oft gezeigt hatte. Der Ruf von dem hohen Werthe der theatralischen Arbeiten Schillers war keinem Deutschen unbekannt, daher die Empfehlungsbriefe von Herrn und Frau von Kalb, nebst denen von Baron Dalberg, an die nächste Umgebung

der fürstlichen Personen, mit freundlichster Berücksichtigung aufgenommen wurden.

Schillers wichtigste Angelegenheit war, seinen Don Carlos in demjenigen Kreise bekannt zu machen, für den er eigentlich gedichtet schien. Hatte er darin die richtigste Ansicht getroffen, die würdigste Sprache gewählt, so durfte er nicht allein den ungetheilten Beifall der hohen Gesellschaft, sondern auch die wichtigste Entscheidung für seine Zukunft erwarten. Sein Wunsch, Don Carlos selbst vorzulesen, wurde mit fürstlichem Wohlwollen gewährt, und diese majestätische Dichtung mit so entschiedenem Antheil aufgenommen, daß es, bei einer folgenden Unterredung mit dem Herzoge, von Schiller nur einer leisen Bitte bedurfte, um von demselben eine öffentliche Anerkennung seines außerordentlichen Geistes zu erhalten.

Schiller kehrte als Rath des Herzogs von Weimar nach Mannheim zurück.

Konnte dieses einsylbige Wörtchen den Verdiensten des schon damals alles überragenden Dichters auch keinen neuen Glanz verleihen, so hatte es wenigstens für die Gegenwart dennoch die Wirkung eines Talismans; denn seine Verhältnisse, von denen sich nur die traurigste Wendung erwarten ließ, gestalteten sich von nun an um vieles beruhigender, ja sie erhielten dadurch einen Anhaltspunkt, der bis jetzt nur ersehnt, aber nicht erreicht werden konnte. Das Verlangen der Eltern, er möchte durch eine dauernde Versorgung einem Fürsten angehören, schien erfüllt, seinen in Stutt-

gart zurückgelaſſenen Tadlern wurde bewieſen, daß ſeine Talente im Auslande weit größere Würdigung, als in Würtemberg gefunden, und auch ſolche, die gegen ſeine Arbeiten gleichgültig geworden waren, muſten für ihn eine höhere Achtung gewinnen, da er von einem ſo vollgültigen Richter würdig befunden wurde, dem ſchönſten Geiſterverein, welchen Deutſchland jemalen aufzuweiſen hatte, für immer anzugehören.

Ohne daß Schiller es ahnete, oder zu wiſſen ſchien, hatte dieſer kleine Beiſatz zu ſeinem Namen dennoch einen ſehr groſſen Einfluß auf ihn. Sein Betragen wurde freier, beſtimmter. Dieſer Titel hatte in ihm die Gewißheit erweckt, ſich ein neues, beſſeres Vaterland erwerben zu können. Die Beurtheilungen des Theaters wurden kälter, ſchärfer ausgeſprochen, als früher geſchah. Seine Thätigkeit war wie neu belebt; auch arbeitete er jetzt mit um ſo mehr Freude, je näher eine günſtige Veränderung ſeines ihm bisher nur Unheil bringenden Aufenthaltes zu hoffen war.

Aber auch der Theaterdichter wurde von dem Herrn Rath nun mit ganz andern Augen angeſehen, weil jener nie aus der begonnenen Bahn treten, weil er immer dieſelbe Laſt tragen muß, wo hingegen dieſer, von Stufe zu Stufe immer höher ſteigend, ſeinen Ehrenkreis erweitern kann. Vorzüglich aus letzterer Urſache ſchloß er, daß ſein Verbleiben in Mannheim ihm nicht nur unnütz, ſondern ſogar ſchädlich ſeyn müſſe, weil es ihm nicht die geringſte Verbeſſerung darbieten könne. Er leitete deßhalb nicht nur mit

seinen Leipziger Freunden, sondern auch mit Herrn Schwan das Mithaa ein, um seinen bisherigen Aufenthalt im Anfange des Frühjahres zu verlassen. Gegen das Theater selbst war er um so gleichgültiger geworden, weil es keine seiner Erwartungen ganz erfüllt hatte; zum Theil aber auch, weil der größte Theil der Mitglieder ihn jetzt schmähte, und erbost auf ihn war. Dieser fast allgemeine Haß war durch die Beurtheilungen in dem ersten Hefte der Rheinischen Thalia der Darstellung einiger Stücke veranlaßt, in welchen mehrere Mitglieder, die früher an vieles Lob von ihm gewöhnt waren, sehr hart mitgenommen wurden. Diese Kritiken mußten um so mehr auffallen, als damals eine Zeitung oder ein Journal sehr selten über einzelne Schauspieler etwas einrückte, und diese einmahl es mit den meisten Künstlern gewiß hatten, sich für vollkommen oder unsträflich zu achten. Zu Anfange des März 1785 wurde alles von ihm verandert, um Mannheim bald verlassen zu können, welches, durch erhaltenen Wechsel aus Leipzig erleichtert, zu Ende des Monats auch wirklich ausgeführt wurde. Den Abend vor seiner Abreise, welche bei Anbruch des kommenden Tages vor sich gehen sollte, brachte S. bis gegen Mitternacht bei ihm zu. Die vergangenen 2 Jahre, welche auf eine sehr unangenehme Weise von ihm verlebt waren, bedauerte er nur in so fern, als sie in ihm die traurige Ueberzeugung hervorgebracht, daß in Deutschland, wo (1785) das Eigenthum des Schriftstellers wie des Verlegers jedem preis gegeben, in als

vogelfrei erklärt sey, und bei der geringen Theilnahme höherer Stände an den Erzeugnissen der deutschen Literatur, ein Dichter, würde er auch alle andern der verflossenen oder gegenwärtigen Zeit übertreffen, ohne einen besoldeten Nebendienst, ohne bedeutende Unterstützung, bloß durch die Früchte seines Talentes, unmöglich ein solches Einkommen sich verschaffen könne, als einem fleißigen Handwerksmanne mit täglichen Thätigkeiten dieses gelingen müsse. Er war sich bewußt, alles gethan zu haben was seine Kräfte vermochten, ohne daß es ihm gelungen wäre, das wenige zu erwerben, was zur größten Nothwendigkeit des Lebens gezählt wird, noch weniger aber so viel, daß er bei seiner Abreise auch seine Geldverbindlichkeiten hätte erfüllen können. Von nun an sollte nicht mehr die Dichtkunst, am wenigsten aber das Drama, der einzige Zweck seines Lebens seyn, sondern er war fest entschlossen den Besuch der Muse nur in der aufgeheitertsten Stimmung anzunehmen; dafür aber mit allem Eifer sich wieder auf die Rechtswissenschaft zu werfen, durch welche er nicht nur aus jeder Verlegenheit befreit zu werden, sondern auch einen wohlhabenden, sorgenfreien Zustand zu erwerben hoffen dürfe.

Diesen Plan befreundete er von allen denkbaren Seiten. Wenn auch eine sich als widrig zeigte, so wäre sie doch nicht von der demüthigenden Art, wie solche, die sich täglich dem Dichter darbieten, der in der höhern Gesellschaft nicht aufgenommen, wenn er seine Feder der Bühne widme, sogar verachtet sey, auf

keinen Rang unter den Talenten Anſpruch machen dürfe, und wie ein fremdes, heimathloſes Weſen, ſeinen kärglichen Unterhalt mit unabläſſiger Anſtrengung erringen müſſe. Seinen Talenten, ſeiner Beharrlichkeit traute er es zu, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswiſſenſchaft, unterſtützt von den reichen Hülfsmitteln der Leipziger Univerſität, ſo weit inne zu haben, daß er auch darin, wie in der Arzneikunde, den Doctorhut nehmen, und dadurch ſich nicht nur einen beſſern, ſondern auch beſtändigern Zuſtand der reinen könne. Er glaubte den Schluß mit vollem Rechte machen zu dürfen, wenn die Erlernung dieſer Wiſſenſchaft einem gewöhnlichen Kopf in einigen Jahren möglich ſey, ſo müſſe es ihm — der von Jugend auf zum Studiren von Oefteren angehalten worden — der in den zwei erſten Jahren, die er an der Akademie zubrachte, bedeutende Fortſchritte in dieſer Wiſſenſchaft gethan — der das Lateiniſche eben ſo geläufig wie ſeine Muttерſprache inne habe — der Hallers Werke in drei Monaten ſich ſo eigen gemacht, daß er eine Prüfung darüber mit Ehren beſtehen konnte — dem das Nachdenken eine Luſt, ein Bedürfniß ſey — um ſo viel leichter werden, den Schneckengang Anderer mit ſeinen weit ausgreifenden Schritten zu überholen, und ſchnell dahin zu gelangen, wo ihn auch die kühnſte Erwartung erſt nach Jahren vermuthe.

Sein Vorſatz darüber war ſo feſt, die Ausführung ſchien ihm ſo leicht, eine ehrenvolle Anſtellung bei

einem so kleinen städtischen Hofe so nahe, daß er und der gastfreundliche Freund sich die Hände darauf geben, so lange keiner an den andern schreiben zu wollen, bis er Minister, oder der andere Capellmeister seyn würde. Mit diesem feierlichen Versprechen schieden beide von einander.

Aber die Himmlischen hatten anders über ihn beschlossen. Sie liessen es nicht zu, daß eine solche Fülle von Gaben, reich genug um Millionen zu beglücken, nur auf einen engen Kreis beschränkt, oder ganz unfruchtbar bleiben sollte. Mit Liebe leiteten sie nun an sanfter, gütiger Hand ihren Verlassenen in die Arme von Freunden, die alles aufboten, damit er seinem hohen Berufe nicht unterliege würde, damit er die unendliche Menge des wahrhaft Schönen und Guten, welches er in sich trug, zur Veredlung der Menschheit, zur Erbauung und Stärkung trauernder Gleichgesinnter, zu unvergänglichem Ruhme seiner selbst, so wie zu dem seines eigentlichen Vaterlandes anwenden konnte.

Durch diese nach allen Umständen genaue Erzählung, darf der Verfasser glauben, eine sehr bedeutende Lücke, die sich — ohne irgend eine Ausnahme — in allen Lebensbeschreibungen des großen Mannes findet, ausgefüllt, und einem künftigen Biographen die vollständige Darstellung eines auf seine Zeit so

[illegible] Lebens erleichtert zu haben. Der verehrte Leser wolle nun diese, von einem Augenzeugen gegebene Mittheilung, mit den früher von andern dem Publicum vorgelegten, vergleichen, und dann die Glaubwürdigkeit letzterer beurtheilen.

Verlags-Werke

der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung

in

Stuttgart und Tübingen.

Gedichte Sr. Maj. des Königs Ludwig von Bayern. Zweite Auflage. 2 Theile. 2 Rthlr. 20 gr. 4 fl. 48 kr.

Arndt, Ed., israelitische Gedichte. 8. 20 gr. 1 fl. 24 kr.

Balladen, Mährchen und Romanzen, altschwedische, übersetzt von Gottlieb Mohnike. 8. 1 Rthlr. 20 gr. 3 fl.

Blomberg, W. Frhr. v., Gedichte. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 36 kr.

Byron, Lord, Ritter Harolds Pilgerfahrt. Im Versmaß des Originals übersetzt von Zedlitz. gr. 8. 2 Rthlr. 3 fl. 24 kr.

Eckermann, Beiträge zur Poesie, mit besonderer Hinweisung auf Goethe. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 36 kr.

Feuchtersleben, Ernst Freiherr v., Gedichte.

Flemming's Gedichte, ein Auszug von G. Schwab. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 36 kr.

Fouqué, Freiherr de la Motte, Gedichte. gr. 8. 4 Bde. Velinp. 7 Rthlr. 12 gr. 12 fl. Schreibp. 6 Rthlr. 10 fl. Druckp. 5 Rthlr. 18 gr. 6 fl.

Gedichte, altdeutsche, auserlesene. Herausgegeben von Johann Graf v. Mailáth. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.

— — Magyarische, übersetzt von Johann Graf v. Mailáth. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 15 kr.

Goethe, W. v., Faust, eine Tragödie. kl. 8. 2 Theile in Einem Bande mit dem Portrait des Dichters. 2 Rthlr. 16 gr. 4 fl. 48 kr.

— — Gedichte. 2 Theile. Neue Aufl. 8. Velinp. 3 Rthlr. 5 fl. Druckpapier 2 Rthlr. 3 fl.

Grüneisen, C., Lieder. 8. 12 gr. 45 kr.

Hebel, Dr. J. P. v., allemanische Gedichte. A. d. allem. Mundart übersetzt von Adrian. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 36 kr.

Herder, J. G. v., Gedichte. gr. 8. 2 Theile. 2 Rthlr. 8 gr. 4 fl.

— — der Cid. Neueste Auflage. 12. 1 Rthlr. 6 gr. 2 fl. 15 kr.

Holderlin, F., Gedichte. 8. 1 Rthlr. 4 gr. 1 fl. 48 kr.

Immermann, K., Gedichte. Neue Folge. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 24 kr.

Kerner, Dr. J., Dichtungen in Einem Bande. 8. 2 Rthlr. 5 fl.

Lamartine, poetische Gedanken, übersetzt von G. Schwab, mit dem Originaltext. gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl.

Lenau, Nik., Gedichte. 8. Zweite Auflage. 1 Rthlr. 20 gr. 2 fl.
— — Faust. Ein Gedicht. 8. 1 Rthlr. 18 gr. 2 fl. 12 kr.
Lorenz, P., Theorie der Dichtkunst. Neue umgeänderte Auflage. 2 Theile. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 24 kr.
Matthisson, sämmtliche Gedichte. 2 Theile. gr. 8. Schreibpapier 3 Rthlr. 5 fl. 24 kr. Druckpapier 2 Rthlr. 3 fl. 36 kr.
Mayer, K., Lieder. 8. Velinpapier 1 Rthlr. 18 gr. 2 fl. 42 kr. Druckpapier 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 18 kr.
Oehlenschlaager, Gedichte, gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 kr.
Pfeffel, C. G., poetische Versuche. 10 Bändchen. 8. Velinp. 10 Rthlr. 18 fl. Schreibp. 7 Rthlr. 12 gr. 12 fl. 36 kr. Druckp. 5 Rthlr. 9 fl.
Platen, Graf A. v., Gedichte. Die sehr vermehrte Auflage. 2 Rthlr. 8 gr. 3 fl. 36 kr.
— — Die Abassiden. Ein epischer Gesang. 20 gr. 1 fl. 30 kr.
Porter, J. L. v., sämmtliche Werke, 15ter Bd. Zumisaa. 1 Rthlr. 20 gr. 3 fl. 15er Bd. Rucolyp v. Hapsburg. 1 Rthlr. 20 gr. 3 fl. 16er Bd. Perlen der P. Verlen. 1 Rthlr. 20 gr. 3 fl.
Robert, L., Kämpfe der Zeit. 12 Gedichte. gr. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 48 kr.
Runen, finnische, finnisch und deutsch von Dr. H. R. v. Schröter. 8. 18 gr. 1 fl. 12 kr.
Runen, von A. L. Rixander. Aus dem Schwedischen von Meyrinke. 8. 12 gr. 54 kr.
Rückert, Dr. Fr., Kranz der Zeit. 2ter Band. gr. 8. 1 Rthlr. 16 gr. 2 fl. 45 kr.
Schenk, Ed. v., Schauspiele. 3 Bände. 8. Velinpapier 3 Rthlr. 12 gr. 7 fl. 54 kr.
Schlegel, Fr., Gedichte. gr. 8. 1 Rthlr. 4 gr. 2 fl.
Schmidt, C. H. Klamer's, Leben und auserlesene Werke. Herausgegeben von dessen Sohne W. W. H. Schmidt und Schwiegersohne J. Lautsch. 5 Bde. gr. 8. 5 Rthlr. 12 gr. 9 fl.
Schwab, G., Gedichte. 2 Bde. gr. 8. Velinpapier 3 Rthlr. 6 fl. Druckpapier 2 Rthlr. 4 fl.
— — Romanzen aus dem Jugendleben Herzogs Christoph von Würtemberg. gr. 8. 20 gr. 1 fl. 24 kr.
Stieber, C., Gedichte. 3te Auflage. 8. 1 Rthlr. 1 fl. 36 kr.
Uhland, L., Gedichte. 3te Auflage mit dem Portrait des Dichters in Stahlstich. 2 Rthlr. 12 gr. 5 fl. 36 kr.
Weissenbrn, Freiherr v., sämmtliche Dichtungen in 4 Bändchen. 16. 5 Rthlr. 3 fl.
Wolff, O. L. F., Sammlung hist. Volkslieder. 8. 2 Rthlr. 20 gr. 4 fl. 48 kr.
Zedlitz, Frhr. v., Gedichte und Canzonen. 8. 2 Rthlr. 3 fl.
— — Dramatische Versuche. 1ster bis 3ter Bd. 8. Velinp. 4 Rthlr. 16 gr. 7 fl. 48 kr.